

herrnhuter

Zeitschrift der Herrnhuter Brüdergemeine in der Schweiz · Nr. 23 (2022)



Herrnhuter Musik – in Portraits

Zu diesem Heft

Die Brüdergemeinde war von Beginn weg eine singende und spielende Gemeinde. Lange vor dem bürgerlichen Ideal, dass Kinder ein Instrument lernen sollten, war hier eine Gruppe von Menschen zusammen, die ihren Glauben auch musikalisch ausdrückten. Der einleitende Artikel von Peter Kopp beschreibt dies anschaulich. Aber diese Art ist bis heute prägend. Immer wieder kommen Menschen in Herrnhuter Versammlungen, auch hier in der Schweiz, und staunen über den Gemeindegesang. Ein Gastorganist hat das in Basel so ausgedrückt: „Von der Empore sehe ich ja nicht, wieviel Menschen im Saal sind, vom Klang her dachte ich, dass es zwischen 50 und 100 Personen sein müssten. Und dann sind da weniger als 20 Personen anwesend!“ Aber nicht nur der Gesang, auch Instrumente gehören dazu, speziell die Blechbläser, die bei den Herrnhutern dann einen „Bläserchor“ bilden.

Um diese Kultur zu erhalten und zu pflegen, braucht es Begeisterte, Musikerinnen und Musiker, die sowohl, was Kompositionen betrifft, als auch im Blick auf die Ausführung sich in den Dienst der Gemeinde und Kirche stellen.

Deshalb werden in dieser Ausgabe des „herrnhuter“ Menschen in den Blick genommen, die sich in den letzten Jahrzehnten für die Kirchenmusik im Herrnhuter Kontext (und darüber hinaus) eingesetzt haben, denen das Feuer abzuspüren ist, das Lob Gottes zum Klingen zu bringen. Die Auswahl der Personen ist sehr subjektiv erfolgt, nicht repräsentativ durch die Generationen. Es sind Menschen, mit denen ich im Laufe des Lebens auf die eine oder andere Weise zu tun hatte.



(Foto des Titelblattes der Broschüre der Freunde und Förderer des Herrnhuter KirchsaaIs)

Da ist Manfred Weiss, der auf die vorsichtige Frage von Seiten des Gesangbuch-Ausschusses sofort bereit war, Sätze zum neuen Choralbuch beizusteuern.

Dann ist da Hilde Richter-Gill, die ich mit ihrer Flöte immer wieder im Einsatz erlebte, und deren Kompositionen zu Liedern der Böhmisches Brüder mich so beeindruckt haben, dass ich mithilfe, sie drucken zu lassen, weil sie sonst bald nicht mehr zugänglich sein würden.

Es folgt mit Peter Glitsch einer meiner Musiklehrer im Gymnasium, zeitweise Nachbar im Lehrerhaus in Königsfeld, aber auch der Chorleiter des Kirchenchores, der mir die Liebe zu Bach nahebrachte, und der bei der Arbeit am Herrnhuter Gesangbuch zum guten Freund wurde. In den Tagen, an denen diese Zeitschrift zum Drucker gesandt wird, feiert er seinen 90. Geburtstag – herzliche Segenswünsche!

Ben van den Bosch kenne ich schon lange, als „verhinderter“ Bläser – ich habe nur kurze Zeit im Studium Trompete geübt und in Berlin in einem Bläserchor mitgespielt – nahm ich an einem Bläserstag in Bad Boll teil, erlebte ihn

dann immer wieder in Zeist, aber erst nach dem Tod seiner Frau wurde es persönlich, weil ich mehrfach bei dienstlichen Aufenthalten dort bei ihm zu Gast war.

Und Hans Ruedi Meier ist mir seit den „Engelseminaren“, die während der Expo 2002 in Montmirail durchgeführt wurden, vertraut, weil ich dort erstmals mit einem seiner Werke, dafür entstanden, in Berührung kam.

Das Thema „Herrnhuter Musik“ ist damit nicht erschöpft; es wird sicher eine Fortsetzung dazu geben. Aber es eignet sich wunderbar zum Auftakt in das Jubiläum „300 Jahre Herrnhut“.

Eine gute Lektüre allen!

Ihr Volker Schulz

Die Brüdergemeine und ihre Musik: aus Herrnhut in die Welt – und zurück

Im Jahr 2021 erschien eine CD mit dem Titel „Herrnhuter Weihnacht. Moravian Christmas“ des Vocal Concert Dresden und des Dresdner Instrumental-Concert unter der Leitung von Peter Kopp. Der einführende Text passt so gut als allgemeine Hinführung zum Thema dieser Ausgabe, auch wenn es sich auf die ersten beiden Jahrhunderte der Herrnhuter beschränkt, dass er hier erscheint. Peter Kopp war auch sofort bereit, den Abdruck an dieser Stelle zu genehmigen, wofür wir ihm danken.

Die Anfänge der böhmisch-mährischen Brüder-Kirche reichen bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück. Das Wirken von Jan Hus (1371-1415) setzte in Böhmen und Mähren erste Impulse für eine kirchliche Erneuerungsbewegung. In deren Folge bildete sich im Jahr 1467 die Brüder-Unität (*Unitas fratrum*) heraus, eine kleine Gemeinschaft, die sich der Lehre Christi verpflichtet fühlte und bald zu einer eigenen vorreformatorischen Bewegung in Böhmen und Mähren wurde.

Zu den wichtigsten liturgischen und musikalischen Beiträgen der Böhmisches Brüder gehört die Entwicklung des Gemeindegesangs. Im Zuge des Konstanzer Konzils war dieser ausdrücklich verboten worden, nur Chorgesänge

und Responsorien durften musiziert werden. Schon im Jahr 1501 veröffentlichten die Böhmisches Brüder ein eigenes Gesangbuch und schufen in der Folgezeit eine Fülle geistlicher Lieder, die zum Teil bis heute in evangelischen Gesangbüchern zu finden sind. Ein Meilenstein war die Herausgabe eines deutschsprachigen Gesangbuchs durch Michael Weisse (um 1488-1534) im Jahr 1531.

Die Brüder-Unität entwickelte sich im Laufe des 16. Jahrhunderts zu einer eigenständigen evangelischen Kirche mit Priestern, Bischöfen und Laienmitarbeitern. Die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges trafen diese neuen Gemeinden jedoch hart: Nach der Schlacht am Weißen Berg 1620 und bekräftigt durch den Westfälischen Frieden von 1648 wurde in Böhmen und Mähren nur noch die Ausübung des römisch-katholischen Glaubens erlaubt.

Einige Angehörige der Brüder-Unität verließen mit ihren Familien ihre Heimat und suchten Zuflucht in protestantischen Ländern wie Schlesien oder Sachsen, andere blieben und praktizierten ihren Glauben im Verborgenen. Als bekannteste Gestalt in dieser schwierigen Zeit gilt der bedeutende Pädagoge Johann Amos Comenius (Komensky, 1592-1670), der letzte Bischof der „Alten Brüder-Unität“.

Ein Zentrum dieser Diaspora war ein deutschsprachiges Gebiet im Nordosten Mährens. Dort nahm zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Druck religiöser Verfolgung jedoch so zu, dass viele Gläubige den Weg der Auswanderung wählten.

Aufnahme fanden sie auf dem Besitz des Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700-1760) in Berthelsdorf nahe Löbau in der Oberlausitz,

wo die ersten Familien im Jahre 1722 ankamen. Zinzendorf gewährte nicht nur Zuflucht auf seinem Territorium, sondern nahm sich mit zunehmender Intensität der mährischen Exulanten an. Unweit von Berthelsdorf entstand eine Siedlung „unter des Herren Hut“, in der die Flüchtlinge ihren Glauben frei leben konnten. Durch die Atmosphäre des Ortes Herrnhut und dem einfachen, glaubensbewussten Leben seiner Bewohner angezogen, folgten in den nachfolgenden Jahren viele weitere Emigranten, darunter auch „erweckte Seelen“ aus dem deutschen Raum.

Das Zusammentreffen dieser schlichten Handwerker mit dem genialischen, tatverlangenden jungen Grafen von Zinzendorf, der sich schlichtweg als ein „Jünger Jesu“ verstand, sollte für sie und die gesamte protestantische Christenheit zu einer besonderen Erscheinungsform des Glaubens werden. Bald schon gründeten sich andernorts weitere Brüdergemeinen, so in Herrnhag, Neudietendorf, Gnadau, Berlin, aber auch in England, Holland., Dänemark, North Carolina und Pennsylvania. Es entwickelte sich zudem eine weit ausgebreitete Missionsarbeit mit Niederlassungen in der Karibik, Grönland, Labrador, Südafrika und anderen Gebieten.

Die Brüdergemeine war von Anfang an eine singende Gemeinde. Unter Zinzendorfs Führung verwandelten sich manche Versammlungen zu reinen „Singstunden“, die von ihm als *Liederpredigt* bezeichnet wurden. Dabei sang man nicht die fortlaufenden Strophen einzelner Lieder, sondern fügte thematisch zusammengehörige Verse, manchmal sogar nur einzelne Zeilen verschiedener Lieder aneinander, wel-

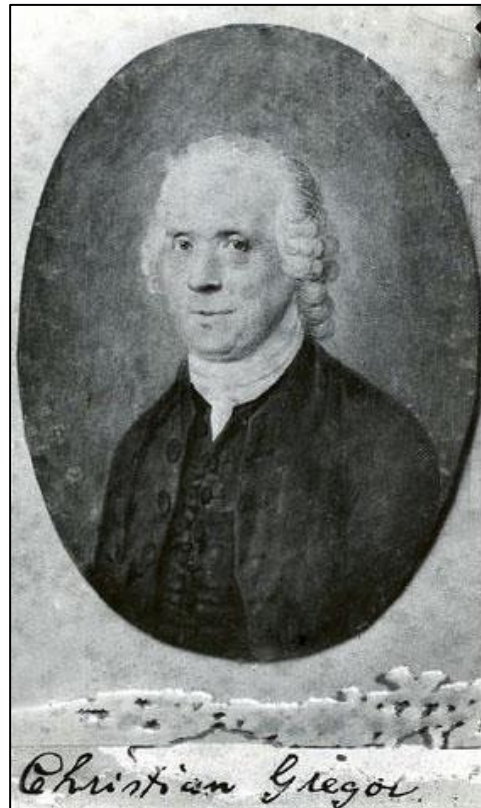
che die Gemeinde offenbar zum grossen Teil auswendig beherrschte. Ausschlaggebend für die Bewertung von Text und Musik war für Zinzendorf, dass beides «von Herzen kommen und keine blosser Manier» sein solle. Dies warf er nämlich den Lutheranern vor, «die wohl noch Materien haben, die sie singen, aber keine von Herzen kommende Art und Weise, sie vorzubringen.» Zinzendorf lehnte die artifizielle Kunstmusik seiner Zeit als „steif und unnatürlich“ ab. Einfachheit und Natürlichkeit stellten sich seiner Meinung nach von allein ein, wenn nur das Gefühl für die Situation die Grundlage des Musizierens wäre.

Die Gottesdienste waren durch Arien, kleine Kantaten und Instrumentalmusik reich ausgeschmückt. Jedes besondere Ereignis in der Gemeinde beging man mit Musik. In den Diarien der Gemeinden ist ab 1731 zudem eine intensive Verwendung von Blechblasinstrumenten belegt, welche vornehmlich, aber nicht ausschliesslich im Freien zum Einsatz kamen.

Die Hinterlassenschaft von reichhaltigem musikalischen Quellenmaterial beweist die Lebendigkeit und Vielfalt der brüderischen Musikpraxis und -anschauung. Die vom Pietismus geprägte Forderung, «nur der einfache Liedgesang mit schlichter Orgelbegleitung stehe dem frommen Christen an», trifft auf die Herrnhuter Brüdergemeine nicht zu. Zeugnisse dafür sind u.a. die Herausgabe gedruckter Gesang- und Liturgiebücher und eine grosse Anzahl handschriftlich erhaltener Kantaten-, Oden- und Hymnenkompositionen.

Die meisten überlieferten Werke von Komponisten der Brüdergemeine stammen aus der Mitte und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Als

wichtigste Vertreter gelten Christian Gregor (1723-1801), Johannes Herbst (1735-1812), Verfasser hunderter eigener Kompositionen und zudem sorgfältiger Kopist von Werken anderer Komponisten, und Johann Daniel Grimm (1719-1760), der ausser Kantaten auch Serenaden,



Instrumentalwerke und ein musiktheoretisch-praktisches Lehrwerk verfasste. Bedeutendster Musiker der dritten Komponistengeneration war Peter Mortimer (1750-1828), der neben vielen Kompositionen auch eine Abhandlung über den Choralgesang der Reformationszeit beisteuerte. Fast alle brüderischen Komponisten gerieten

jedoch ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend in Vergessenheit. Die Brüdergemeine begnügte sich beim Musizieren aber keineswegs auf Kompositionen aus eigener Produktion. Aktuell erfolgreiche Werke wurden zeitnah bearbeitet und aufgeführt, allen voran *Der Tod Jesu* von Graun, Werke von Carl Philipp Emanuel Bach, Rolle, Naumann oder Homilius. Es gab zudem Aufführungen von Händel-Oratorien, insbesondere des *Messias*, welche übrigens zu den frühesten in Deutschland gehörten. Später kamen u. a. Haydns *Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze* und *Die Schöpfung* hinzu. Das Musizieren blieb nicht nur auf geistliche Musik beschränkt, sondern umfasste auch eine Fülle von Instrumentalmusik. So fanden Kammer- und Orchesterwerke von Stamitz bis Haydn bei den *Collegia musica* intensive Aufnahme.

Neben dem hoch geschätzten Singen mit der versammelten Gemeinde gab es feste Einrichtungen wie den Sängerkorps, das *Collegium musicum* (seit 1731 nachweisbar) und weitere Kreise, die sich regelmässig zum Musizieren trafen. Das Ziel dieser Gemeinschaften bestand vornehmlich darin, den Gemeindegesang zu begleiten und diesen zu führen. Dieser von der Orgel oder anderen Instrumenten begleitete Gemeindegesang hatte laut zeitgenössischen Berichten eine aussergewöhnlich anrührende Wirkung, weil er nicht laut und grob, sondern sehr ausgewogen und homogen gewesen sei. Die künstlerische Qualität der dargebotenen Musik lässt sich aus einem zeitgenössischen Bericht erahnen, wenngleich dieser Teil einer Schmähchrift war:

«Die Herrnhuter haben Musices von allen Instrumenten unter sich, die theils für Virtuosen passieren können, und wird man in mancher Fürstlichen Capelle keine so solide Music antreffen, da werden Concerten, Cantaten und allerhand künstliche Stücke gespielt.»

Neben den gebräuchlichen Instrumenten wurden auch Cister, Laute, Gitarre und Harfe gespielt – diese hauptsächlich von Frauen, welche selbstverständlich an der gottesdienstlichen Musikausübung beteiligt waren und die musikalische Erstausbildung ihrer Kinder übernahmen. Durch gezielten Musik- und Instrumentalunterricht in den Schulanstalten bildete die Brüdergemeine ihren musikalischen Nachwuchs selbst heran. Damit förderte sie die jeweilige örtliche Gemeinmusik und sicherte zudem den Fortbestand ihres vielfältigen Musiklebens.

Auswanderung und Mission der Brüder nach Nordamerika hinterliessen auch dort einen faszinierenden Musikschatz, der als einer der Grundpfeiler der nordamerikanischen Musikgeschichte gilt. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert konnte man in den Siedlungen der dort *Moravians* genannten Brüdergemeine hochwertiger Musik aus Europa begegnen. Die *Moravians* wurden so zu einer Musikbrücke zwischen Europa und der Neuen Welt. Bemerkenswert an dieser Verbindung ist, dass auch Kompositionen, die in fernen Gebieten entstanden, nach Deutschland zurückgebracht und hier wiederum in das Repertoire aufgenommen wurden. Dies dürfte im 18. Jahrhundert ein absolutes Alleinstellungsmerkmal der Herrnhuter gewesen sein.

Etwas Besonderes waren musikalische Zusammenstellungen wie die Christ-Nachts-Music

von Christian Gregor. Aus den 1760er Jahren sind mehrere dieser kantatenähnlichen Zusammenstellungen (von ihm und anderen Komponisten) erhalten. Die Überlieferung ist ungewöhnlich, da Gregor lediglich mit Stichworten auf die meisten der verwendeten Sätze verweist, welche sich in Werken zu teils gänzlich anderen Gelegenheiten finden. Gegenüber vergleichbaren Weihnachtsmusiken aus der Mitte des 18. Jahrhunderts fällt die intensive Einbeziehung des Passionsgeschehens auf – ein für die Brüdergemeine typisches Frömmigkeitsmerkmal. Mit einem liturgisch singenden, geteilten Chor wird das Heilsgeschehen in Dialogen hergeleitet. Dabei lässt Gregor an einer Stelle ausdrücklich «die Harmonien mit summen», was damals noch völlig unüblich war. Besonders bemerkenswert ist die freie Bearbeitung der Arie *Comfort ye* aus dem Messias von Georg Friedrich Händel. Vermutlich stammen auch noch weitere Stücke in dieser Christ-Nachts-Music aus der Feder anderer Komponisten. Der Einsatz von Kinderstimmen an zwei Stellen zeigt, mit welchem Sinn für die Einbeziehung der gesamten Gemeinde dieses Werk konzipiert ist, und damit die liturgische Praxis dieser Zeit in der Brüdergemeine widerspiegelt. Dem Gemeindegesang, der auch hier gelegentlich mit Teil- und Halbstrophen aus verschiedenen Liedern einsetzt, kommt erwartungsgemäss eine wesentliche Rolle zu.

Trotz der beachtlichen Menge und Vielfalt der Herrnhuter Musik ist nicht zu übersehen, dass es sich bei den Kompositionen um Werke handelt, die von Laienkomponisten für Laienmusiker geschaffen wurden. Beliebte Stücke wurden ganz selbstverständlich den jeweiligen Bedingungen und Anforderungen angepasst, Kom-

positionen anderer Komponisten stillschweigend einbezogen, verändert, mit neuen Texten versehen. Kaum eine handschriftliche Überlieferung eines Werkes deckt sich mit einer anderen, man stösst auf immer neue Varianten, Umarbeitungen, Kürzungen oder Zusammenstellungen – und dabei durchaus auch auf Ungeschicklichkeiten, Kuriositäten und Übertragungsfehler.

Die Herrnhuter Musik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts ist eine faszinierende regionale Musikkultur, die dennoch eine überregionale, sogar internationale Verbreitung gefunden hat. In ihrem Charakter, vor allem aber durch ihre Intention unterscheidet sie sich von der vergleichbaren spätbarocken bzw. frühklassischen Musik. In den Archiven der Brüder-Unität sind beträchtliche handschriftliche Musikalienbestände erhalten. Diese zeugen von der erstaunlichen Breite und Intensität des Musiklebens in den damaligen Gemeinden.

Die Erschliessung der Herrnhuter Musik, das Verständnis und die Würdigung ihrer Entstehungshintergründe und Aufführungsumstände bleiben auch weiterhin eine ebenso wichtige wie lohnende Aufgabe.

Peter Kopp, Dresden

Wer Interesse an der erwähnten CD hat:
HERRNHUTER WEIHNACHT Moravian Christmas,
2021 Berlin Classics/Edel Music & Entertainment,



EAN: 0885470023076;
Werke von J. Gambold Jr., J. R. Verbeek, P. Mortimer, J. G. Weber, J. L. Freydt, C. L. Brau, J. Antes, D. M. Michael und C. Gregor.
69:22 min

Manfred Weiss, der Komponist



Mit seiner Frau Angelika lebt er in Dresden-Kleinwiesbach. Wikipedia führt ihn als einen der zeitgenössischen deutschen Komponisten.

Insofern ragt er etwas aus der Reihe der Porträtierten heraus, andererseits ist er ein ganz typischer Vertreter für Musiker der Brüdergemeine, ist er doch als Gemeindeglied lange für die Gemeinde Dresden musikalisch tätig gewesen und hat für das Choralbuch der

Brüdergemeine sowohl gediegene Sätze als auch Choralvorspiele geschrieben. Seine Patentochter Helgrid Wagner hat ihn dankenswerterweise für diese Nummer interviewt und gibt uns so ein richtiges Stück Lebensbildnis.

Helgrid Wagner (HW): Manfred, deine Vorfahren waren Missionare?

Manfred Weiss (MW): Ich bin Jahrgang 1935, geboren in Niesky, mein Vater war Geschäftsführer einer Lackfabrik der Herrnhuter Brüdergemeine. Seine Kindheit war nicht einfach, da seine Eltern als Missionare auf Jamaika unterwegs waren. Alle fünf Kinder brachten sie nach Deutschland, wo sie in Kleinwiesbach, unweit von Niesky, in einer brüderischen Knaben-Anstalt betreut wurden.

HW: Die Großeltern gaben fünf Kinder weg?

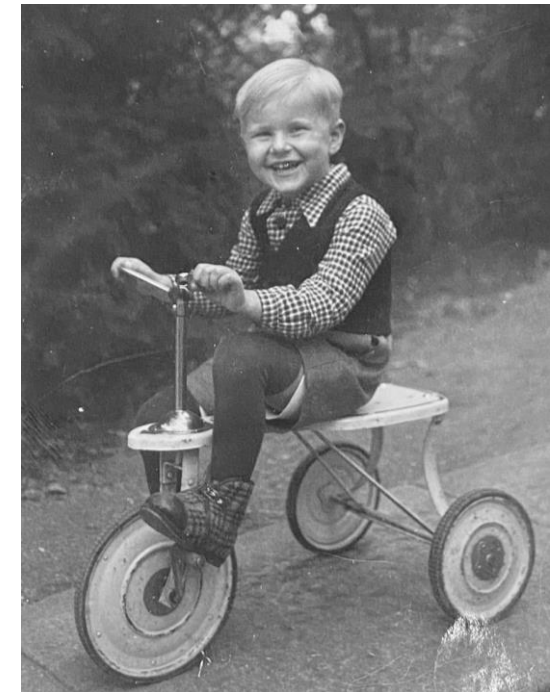
MW: Ja, mein Vater Henry war einer der ersten drei, die zurückgeschickt wurden. Er hat sehr darunter gelitten. In einem Buch, das später veröffentlicht wurde, beschreibt ein Missionarskind seinen großen Schmerz: Mama, mein Herz geht kaputt! <Es handelt sich um das gleichnamige Buch von Hans-Beat Motel, hg. Comenius-Buchhandlung Herrnhut, 2013.>

Die Knabenanstalt war zugleich Internat und Mittelschule. Man war der Auffassung, dass den Kindern von Missionaren hier eine bessere Bildung zuteilwerden würde; ab dem sechsten Lebensjahr wurden sie von den Eltern getrennt. Mein Vater musste dort sehr früh selbstständig werden, als junger Mann lernte er bei Höppner & Co und übernahm später mit K.-W. Leukefeld die Leitung der Lackfabrik. Seine Eltern kamen nach Deutschland zurück, als sie älter waren,

es waren sicher liebe Menschen. Mein Großvater starb 1935, noch vor meiner Geburt.

Vater arbeitete einige Zeit für die Lackfabrik in Riesa. Dort lernte er meine Mutter, Charlotte, kennen. Sie stammte aus einer Rechtsanwaltsfamilie und zog nach der Hochzeit mit nach Niesky. Auch ihre Mutter, Frieda Friedrich, folgte nach dem Tod meines Schwiegervaters.

Als ich neun Jahre alt war, wurde mein Vater



Ein Moment unbeschwerter Kindheit...

eingezogen. Mit 44 Jahren war er nicht mehr jung, so dass er als Baupionier zuerst nach Oberschlesien geschickt wurde, später ins Lettische Kurland. 1945 geriet er in russische Kriegsgefangenschaft und musste schwerste Arbeit verrichten. Als er 1948 zurückkam, hatte

seine Arbeitsstelle ein anderer bekommen. Vater verstand dies als „Bestrafung“ dafür, dass er 1933 der NSDAP beigetreten war.

HW: War er überzeugter Parteigänger?

MW: Er war damals noch sehr jung und machte das, was alle taten. 1938 hatte er wohl erst die nötige Reife, zu erkennen, dass das ein Fehler war. Er vernichtete seine Uniform und äußerte später, dass der Nationalsozialismus nicht mit seinem Glauben vereinbar gewesen sei. Nach der Entlassung aus dem Kriegsgefangenenlager hatte er nur noch Dreiviertel seines Magens und Wasser in den Beinen. Wieder musste er schwere Arbeit in einem Torfstich leisten, später arbeitete er als Buchhalter für die Nieskyer Bäckereigenossenschaft.

Meine Mutter hatte in der Zwischenzeit die vier Kinder allein durchgebracht.

Anfang 1945 mussten wir vor den Russen aus Niesky fliehen und erlebten drei Monate eine regelrechte Odyssee. Von Dresden sind wir schließlich mit unserer Mutter und der Großmutter mütterlicherseits vier Tage nach Niesky gelaufen. Unterwegs schliefen wir bei Bauern. Als wir nach Niesky zurückkamen, war unser Haus völlig zerschossen, große Löcher klafften in den Wänden, alles war durcheinander.

Überlebt hatte kurioserweise unser Klavier, bei dem meine Schwestern vor der Flucht an den Saiten herumgeschraubt hatten, um es unbrauchbar erscheinen zu lassen. Es steht heute noch bei unserer jüngsten Tochter in Bern.

In Niesky wohnten wir nach der Zerstörung bei unserer Großmutter auf engstem Raum zusammen. Von 7000 Einwohnern waren nach dem Krieg nur noch 300 übriggeblieben. Viele waren umgekommen, geflohen oder inzwischen

zu Verwandten weitergezogen, nicht wenige ältere Menschen hatten sich das Leben genommen.

Nach diesen Erfahrungen war meine Kindheit mit zehn Jahren so gut wie beendet, lediglich mein jugendliches Alter bewahrte mich vor tieferen seelischen Schäden.

1946 schickte mich meine Mutter zur Patin Elfriede Kücherer nach Ebersdorf. Sie war Krankenschwester und arbeitete in einem Kinderheim. Da wir in Niesky so wenig zu Essen hatten und das Nötigste nur gegen Marken zu haben war, durfte ich nun für ein Jahr die Kinderheim-Verpflegung genießen. In Ebersdorf wurde eine neue Oberschule eröffnet, in der ich von der 4. in die 6. Klasse hochgestuft wurde. Da Lehrer rar waren, wurden wir von Lehrkräften der Herrnhuter Brüdergemeine unterrichtet.

Das Gleiche geschah in Niesky, aus dem früheren Pädagogium wurde eine Oberschule, an der ich auch das Abitur machen konnte. Unsere Klasse war nun im Gegensatz zur Geschlechtertrennung in der Vorkriegszeit eine Gruppe mit sogenannter „besonderer Mentalität“, das bedeutete schlicht, dass sie gemischt war und jeweils ein Junge neben einem Mädchen saß, was wohl positive Synergie-Effekte zur Folge hatte (lacht).

Bei einem Klassentreffen vor zwei Jahren kamen noch etwa acht Leute zusammen, die damals mit mir die Schulbank gedrückt haben. Viele hatten interessante Lebenswege, zwei studierten Theologie, zwei Frauen wurden Ärztinnen, Rosel Steinke war Lehrerin, Wolfram Weinert Bautechniker, einer trat in die SED ein, er hatte Geschichte studiert.

Kurios war, dass Notenpapier mit einer Tapetenrolle gedruckt werden musste, da es das natürlich nicht zu kaufen gab.

HW: Waren Dir musikalische Begabungen in die Wiege gelegt?

MW: In der Familie meiner Mutter wurde musiziert, aber auch meinen Vater Henry bewunderte ich dafür, dass er ohne großartige Vorkenntnisse unsere Hausmusiken am Klavier begleiten konnte. Am Pädagogium bekam ich mit etwa 9 Jahren von einer Görlitzer Lehrerin einige Stunden Geigenunterricht, was mir sehr zusagte, den weiteren Unterricht erhielt ich dann von älteren Gymnasialschülern. Somit wurde später die Geige zu *meinem* Instrument.

Großmutter Weiss gab mir die ersten Klavierstunden. Danach wurde ich einige Jahre von einer Bekannten meiner Großmutter am Klavier unterrichtet, das war Ursula Proske.



Am Instrument

Mit elf, zwölf Jahren fing ich an, zu feierlichen Anlässen kleine Stücke für Geige und Klavier zu komponieren. Meine drei Schwestern spielten

ebenfalls Klavier und Flöte, so kamen wir öfter zu familiären Hausmusiken zusammen.

Ich war kein herausragender Schüler aber dafür bekannt, dass für mich zuerst die Musik kam und dann eine Weile nichts. Um eine musikalische Laufbahn antreten zu können, nahm ich später Klavierunterricht bei Martha Bartling in Görlitz.

Nach dem Abitur bewarb ich mich in Halle, reichte meine ersten kleinen Kompositionen ein und absolvierte dort eine Aufnahmeprüfung. Die Dozenten waren sich wohl nicht ganz einig, ob ich aufgenommen werden sollte.

Ich wurde hinausgeschickt und nach einigen Minuten kam Professor Stieber heraus mit der Aufforderung: „Nun schreiben Sie mal die Gefühle, die Sie jetzt haben, aufs Notenpapier!“

Mit diesem Zettel ging er wieder hinein und ich durfte studieren.

<Es folgen einige Stationen in Kurzform:>

- 1952-57 Studium in Halle und an der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“, Berlin
- 1957-59 Meisterschüler der Akademie der Künste bei Rudolf Wagner-Regeny
- Seit 1959 Dozent und ab 1983 Professor für Komposition und Musiktheorie an der Hochschule für Musik „Carl-Maria-von-Weber“, Dresden
- 1961 Heirat mit Angelika geborene Zoberbier aus Ebersdorf;
- 1962-1974 Geburt der vier Kinder Guntram, Sebastian, Annegret und Dorit.

HW: Nach dem Meisterstudium führte Dich deine berufliche Laufbahn nach Dresden an die Hochschule für Musik Carl-Maria-von-Weber. Es folgten Jahre intensiven kompositorischen Schaffens, eines straffen beruflichen Alltags als Dozent und später Professor für Komposition



Angelika und Manfred Weiss

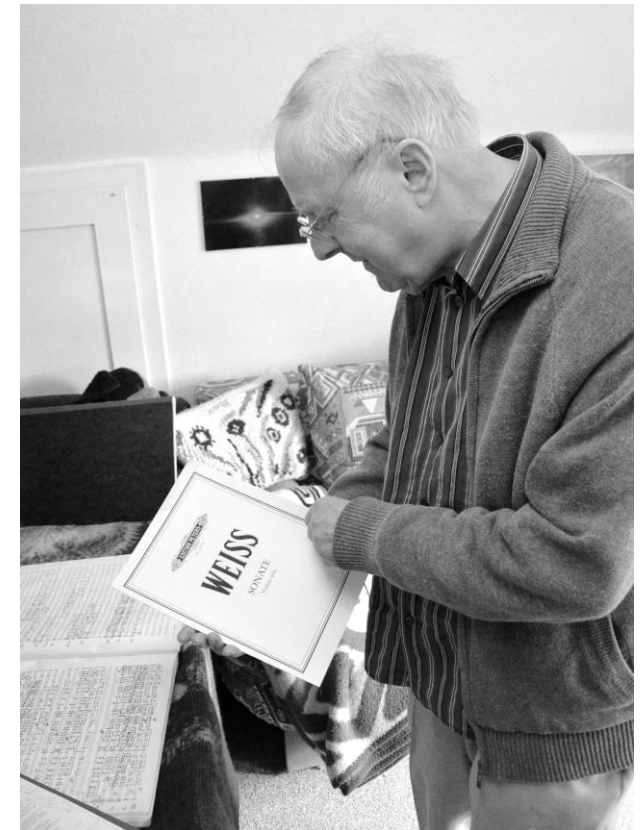
und Musiktheorie. Deine Frau Angelika, die bis dahin als medizinische Laborantin gearbeitet hatte, managte den familiären Alltag mit vier Kindern und sang viele Jahre in Dresdner Chören.

Welche Rolle spielte der Glaube für dich in einem DDR-typischen Umfeld?

MW: In der Musik sah ich eine Möglichkeit, in einem System wie der DDR Dinge auszusprechen, die offiziell nicht ausgesprochen werden konnten. Einer Vereinnahmung durch „die“ Partei (d. h. die SED) konnte ich entgehen, indem ich mich als Christ auch musikalisch zu erkennen gab.

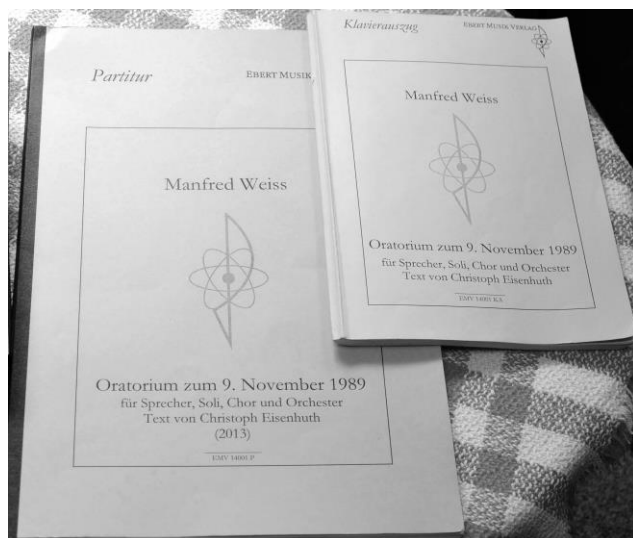
1966 schrieb ich eine Klaviersonate, in der ich mein persönliches Credo erstmals in einer kompositorischen Struktur umsetzte: Lob (Allegro), Dank (Adagio) und Schrei (Presto).

In einer meiner wichtigsten Kompositionen, dem Orgelkonzert von 1975/76 für die Dresdner Staatskapelle verfolgte ich diesen Gedanken noch einmal sehr bewusst. Auch in der darauffolgenden 3. Sinfonie komponierte ich in dieser Weise, der Schlusssatz erinnert in freier Bahn an den alten Choral «Christ ist erstanden.»



Mit der gedruckten Ausgabe der Sonate...

1985 entstanden die „Vier Psalmen für gemischten Chor“ und für Orchester die „Metamorphosen“ der Schütz-Motette «Verleih uns Frieden gnädiglich», 1989 eine Chormotette «Hüter, wird die Nacht der Sünden».



Eine weitere Komposition des Jahres 1989 zum Fall der Mauer

Noch kurz vor meinem Ruhestand 1998 wurde vom Dresdner Kreuzchor die Kantate «Die Erlösten Gottes» nach einem Text aus der Offenbarung des Johannes für zwei gemischte Chöre, Soli, Blechbläser und Schlagzeug uraufgeführt.

Parallel arbeitete ich an einer Kantate zur 300-Jahrfeier des Grafen Zinzendorf; eine Herrnhuter Verwandte, Erika Schulz, veranlasste dieses Vorhaben. Den Text entwarf ich auf Grundlage von Zinzendorf-Liedtexten. Die Kantate für Sopran-Solo, Violine und vierstimmigen Chor wurde von dem kleinen Projekt-Chor „Collegium Canticum Novum“ unter Leitung von Matthias Müksch vor ca. 1000 Zuhörern im Herrnhuter Kirchensaal aufgeführt.

Es war mir eine besondere Freude!

Ich hatte aus diesem Anlass ein Buch über Zinzendorf gelesen und danach Texte von ihm aus einem älteren brüderischen Gesangbuch ausgewählt. Diese Texte waren teilweise in neueren Gesangbuchausgaben überarbeitet worden und wurden so von den Gemeinden nicht mehr gesungen, außerdem verzichtete ich auf musikalische Zitate der Lieder. Auch hier ging es mir um eine neue, moderne Komposition.

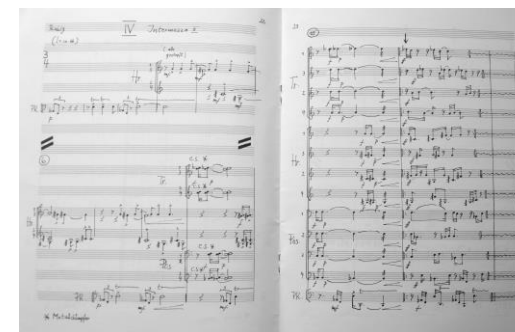
Es sind sieben Texte, sehr bildhaft und plastisch. Im ersten Teil heißt es «Der Glaube bricht durch Stahl und Stein...», im zweiten Teil: «Zerbrich, verbrenne und zermalme...». Als Bindeglieder zwischen den musikalischen Teilen wurden die Zinzendorf-Texte (einst gesammelt von dem Herrnhuter Theologen Otto Uttendörfer) von verschiedenen Chorsängern rezitiert. Im letzten Text hieß es: «Wir wolln es gerne wagen, in unsern Tagen der Ruhe abzusagen», nach Zinzendorf ein Ausdruck dafür, dass Arbeit viel besser sei als mystische Grübelei. Der zentrale Teil der sieben Stücke ist: «Unsere Tür werde Christus aufgetan!»

Mir ist ein Zitat Zinzendorfs in Erinnerung geblieben, in dem er sagte, er sei ein Phänomen von Mensch, nicht besonders freundlich – dies war aber wohl etwas ironisch gemeint.

Die Kantate sollte ganz modern und nicht frömmlicher wirken, insgesamt aber auch die Denkart eines Grafen, der eine Gemeinde leitete, widerspiegeln. Insofern war die Musik weniger kompliziert angelegt, sangbar für einen Laienchor und dennoch stilistisch sehr vielfältig.

HW: Du bist deinen Wurzeln in der Herrnhuter Brüdergemeine ein Leben lang treu geblieben.

MW: Unsere Familie hielt sich all die Jahre zur Herrnhuter Brüdergemeine, aus der auch Angelika und unser beider Vorfahren ja stammten. So waren Angelikas Grosseltern Zoberbier in Deutsch-Ostafrika als Missionare tätig. Ich spielte Sonntag für Sonntag in den Gottesdiensten an der Brühlschen Terrasse in Dresden und im kleinen Gemeindehaus auf der Oschatzer Straße die Orgel. Die weißen Räume dort sind ein Lobpreis der Schlichtheit, auch das „Du“ der Geschwister untereinander ist ein Ausdruck für die Befreiung vom Standesdenken. Die menschliche Wärme der Herrnhuter drückt sich für mich im Liebesmahl aus, in dem sich die Menschen im Glauben einander zuwenden. --



Aus einer handschriftlichen Partitur (Intermezzo)

Das Schaffen von Manfred Weiss umfasst ca. 150 Werke auf den Gebieten der Orchester-, Kammer- und Vokalmusik. Wichtige Orchester, so das Gewandhausorchester Leipzig, die Sächsische Staatskapelle Dresden, die Dresdner Philharmonie, und Chöre wie der Dresdner Kreuzchor brachten seine Kompositionen zur Aufführung. Für sein kompositorisches Schaffen erhielt er den Kunstpreis der Stadt Dresden, den Hanns-Eisler-Preis, den Kompositionspreis Hanns Stieber, sowie den Kunstpreis der DDR. Helgrid Wagner, Dresden

Gelebte Ökumene: Hilde Richter-Gill



Im Verzeichnis des Gesangbuchs der Brüdergemeine heisst es über sie kurz und knapp: Hildegard Richter-Gill, geboren 1930 in Paramaribo (Surinam), Kirchenmusikerin, Studium bei Ernst Pepping und Gottfried Grote, von 1952 bis 1954 Organistin und Chorleiterin der Brüdergemeine Neuwied, von 1977 bis 1987

ehrenamtliche Chorleiterin daselbst; Komponistin; lebt in Neuwied.

Was nicht erwähnt ist und auch im Interview nicht zur Sprache kommt, das folgt und von ihrer Tochter Ursula Richter geführt wurde: Hildegard Richter-Gill wurde in Suriname geboren, wo ihre Eltern, Gustav Gill und Charlotte geb. Kleiner im Dienst der Brüdermission waren. Mit den drei Kindern, darunter der Einjährigen, fuhren die Eltern 1931 nach Europa, eigentlich als Heimaturlaub gedacht, aus Gesundheitsgründen dann aber auf Dauer. Nach einem Aufenthalt im Haus der Großeltern in Zobten (Schlesien) wurde Forst in der Niederlausitz die nächste Heimat. Im Krieg übernahm der Vater ein landeskirchliches Pfarramt im Dorf Preschen; er erkrankte im Jahr 1942 schwer an Tuberkulose und konnte seinen Dienst nicht mehr ausüben. Hildegard wohnte darauf mit ihrem Bruder Theodor bei den Verwandten in Zobten. Anfangs 1945 starb der Vater. Die Mutter floh mit den Kindern zuerst nach Neudietendorf, dann nach Gnadau, bevor sie im Juli 1945 noch einmal nach Preschen zurückging, als einzige Lehrerin des Dorfes. Danach setzt das Interview ein; ein herzlicher Dank an Ursula Richter dafür.

Ursula Richter (UR): Wann und wo hast du Kirchenmusik studiert?

Hilde Richter-Gill (HRG): Am Tag der Währungsreform 1948 habe ich die Aufnahmeprüfung an der Kirchenmusikschule im Johannisstift Berlin-Spandau bestanden.

UR: Wie sah dein Leben als junge Studentin in Berlin der Nachkriegsjahre aus?

HRG: Ich habe die Blockade Berlins und die Luftbrücke miterlebt. Aber das Spandauer Stift war nicht zerstört worden und es gab trotz allem eine gewisse Aufbruchsstimmung. So haben wir es uns beispielsweise nicht nehmen lassen, durch die Trümmer weit zu Fuß zu Konzerten zu gehen, die wieder stattfanden.

UR: Welche Lehrer haben dich in Spandau besonders geprägt?

HRG: Besonders wichtig ist der berühmte Komponist Ernst Pepping für mich geworden, dessen «Missa Dona Nobis Pacem» ich in meinem ersten Semester mit uraufführen durfte. Bei ihm hatte ich Unterricht in Harmonielehre. Unvergessen bleibt auch der Chorleiter der Spandauer Kantorei Gottfried Grote, mit dem wir Konzerte aufführten und wunderschöne Chorreisen unternahmen.

UR: Im Jahr 1952 hast du deine erste Stelle in der Neuwieder Brüdergemeine angetreten. Was hat dir bei der kirchenmusikalischen Arbeit besonders am Herzen gelegen?

HRG: „Ich habe gerne und viel mit Kindern gearbeitet und einen Kinderchor aufgebaut, mit dem ich unter anderem eine Kinderoper aufgeführt habe. Auch die Bläser lagen mir am Herzen. Ich habe für die Arbeit mit ihnen noch das Spielen der Trompete gelernt. Wichtig waren mir auch die Abendmusiken, an denen Bläser, Chor und andere Musiker mitwirkten und an denen die Gemeinde regen Anteil nahm.



Ausflug der Bläser, wohl 1953

UR: Trotzdem hast du schon Ende 1953 deine Neuwieder Stelle wieder verloren. Wie kam das?

HRG: Ich habe mich Ende 1953 mit meinem späteren lieben Mann Klaus Richter verlobt, der katholisch war. Somit war ich als hauptamtliche Kirchenmusikerin damals nicht mehr tragbar. Heute ist das glücklicherweise undenkbar! Eine Gruppe von Bläsern aus der Neuwieder Gemeinde hat jedoch bei unserer Trauung im Kloster Maria Laach gespielt und wir hatten immer gute Freunde in der Gemeinde.

UR: Hast du trotzdem deine kirchenmusikalische Arbeit in der Brüdergemeinde fortgesetzt?

HRG: Der Kontakt zur Brüdergemeinde ist nie abgerissen. Anlässlich der 500-Jahrfeier der Böhmisches Brüder haben der Königsfelder Kantor Bruder Glitsch und ich gemeinsam die

Festtage musikalisch gestaltet. Das war eine sehr schöne Erfahrung. In den 1980-er Jahren habe ich dann wieder den Kirchenchor übernommen. Wir haben viele Gottesdienste musikalisch gestaltet und einige Abendmusiken veranstaltet, darunter auch zwei Bachkantaten.

UR: Warst du auch außerhalb der Brüdergemeinde musikalisch tätig?

HRG: Durch die ökumenische Ehe war unsere Familie ja offen für beide Kirchen, das war auch eine Chance. Die katholische Heilig-Kreuz-Kirche war nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil besonders offen für ökumenische Aktivitäten. Hier wurde vieles möglich. Auch in dieser Gemeinde habe ich viel mit Kindern gearbeitet und mit ihnen Gottesdienste gestaltet. Ich habe auch mit der Sonnenland-Grundschule zusammengearbeitet und Flötengruppen innerhalb der Schule geleitet. Außerdem habe ich zu Hause immer Einzelunterricht erteilt und mit Gruppen musiziert.

UR: Im Gesangbuch finden sich fünf Melodien zu Texten der Böhmisches Brüder von dir. Was hast du noch komponiert?

HRG: Da ist im Laufe eines Lebens viel zusammengekommen. Ich habe mich bei meinen Kompositionen oft daran orientiert, was gerade gebraucht wurde. So entstanden Motetten für Chor und Bläser, Liedsätze und Oberstimmen. Die Vertonung von Texten der Böhmisches Brüder war mir immer besonders wichtig. Auch für meine Familie habe ich einiges kompo-

niert.

UR: Welche Bedeutung hat die Musik für dich heute ganz aktuell?

HRG: Ich kann ja nicht mehr viel sehen, aber ich kann noch Klavier und Flöte spielen, die Finger laufen hier ganz von selbst und das ist ein großes Geschenk. So sitze ich jeden Tag am Flügel und spiele, meistens Choräle. Oft musizieren auch Nachbarn, Freunde oder meine Familie mit mir. Oder ich bringe anderen Menschen am Telefon ein Ständchen, beispielsweise denen, die gerade nicht aus ihrem Zimmer im Altenheim gehen können. Die Musik hat mich mein Leben lang begleitet und mit anderen Menschen verbunden und das ist heute auch noch so.

Ursula Richter, Königsfeld

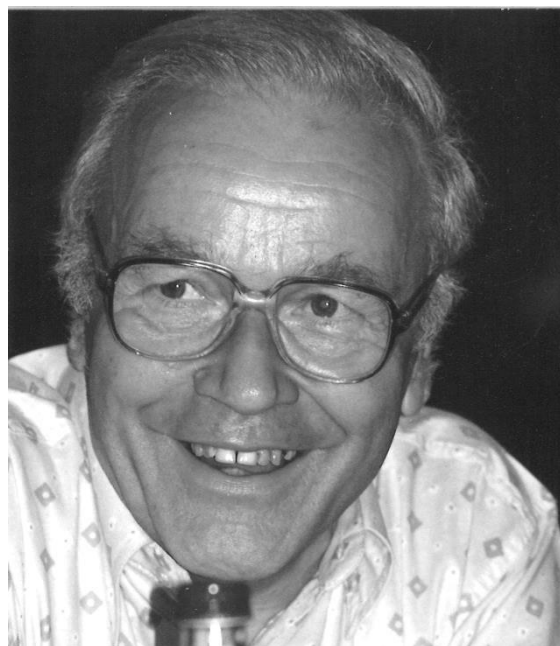


Konzert im Kirchsaa in Neuwied in den 1980er Jahren

Peter Glitsch- lebt mit und durch Musik

Auch hier die kurzen biographischen Angaben des Gesangbuchs am Anfang: Peter Glitsch, geboren 1932 in Niesky, 1961 Studienrat in Königsfeld (Schwarzwald), 1965 zugleich Kantor der Gemeinde, Ruhestand 1995/96; Mitarbeit im Gesangbuch-Ausschuss sowie im Choralbuch-Ausschuss der Brüdergemeine.

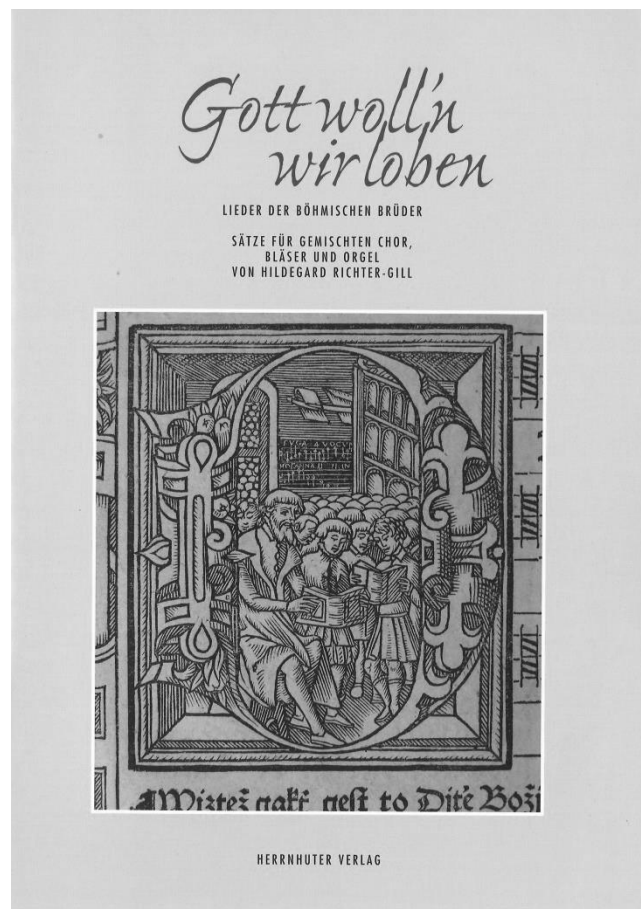
Manfred Kruppa, pastoraler Mitarbeiter der Brüdergemeine Königsfeld für den nordbadi-schen Raum hat diesen Beitrag nach einem Besuch bei Peter Glitsch in Pforzheim im November 2021 verfasst.



Seit knapp einem Jahr lebt der im Februar 90 Jahre alt gewordene Peter Glitsch in Pforzheim, nach zuvor fast 70 Jahren in Königsfeld im Schwarzwald. Bis vor einiger Zeit hat er noch Spaziergänge gemacht. Heute braucht er Hilfe und muss den Treppenlift benutzen, wenn er sein Zimmer verlässt. Er wohnt nun bei seinem Sohn Martin, der für die Diakonie Stetten arbeitet; auch die Schwiegertochter arbeitet nebenbei, kümmert sich ansonsten um den Haushalt, zu dem auch noch ihre Mutter gehört.

Peter Glitsch ist am 23. Februar 1932 im damals schlesischen Niesky, das heute zu Sachsen gehört, geboren worden. Sein Vater, Gerhard Glitsch, war zunächst Mitarbeiter der Bank der Brüder-Unität. Deren Standort war in unmittelbarer Nähe des Kindergartens der Brüdergemeine, wie sich Peter Glitsch erinnert. Später arbeitete er im Herrnhuter Ortsteil Berthelsdorf, wohin er werktags immer mit einem Bummelbähnchen von seinem Wohnort aus fuhr. Manchmal durften die Mutter und ihr ältester Sohn Peter ihm entgegenfahren. Der erinnert sich: Unterwegs gab es einen Bahnbeamten, der immer seine Kelle hob, wenn der Zug vorbeifuhr.

Die Eltern waren sehr mit der Musik verbunden. In den Anfangsjahren des letzten Weltkrieges haben Vater und Mutter noch in dem Oratorienchor in Niesky mitgesungen. Peter Glitsch lernte die Brüdergemeine als singende und musizierende Kirche kennen.



Gott woll'n wir loben – Lieder der Böhmisches Brüder: Im Zug des 550-Jahr-Jubiläums der Brüder-Unität im Jahr 2007 wurde dieses Heft mit Kompositionen von Hildegard Richter-Gill veröffentlicht. Es sind Sätze für gemischten Chor, Bläser und Orgel, vom schlichten Choral bis zur doppelchörigen Motette für den vielfältigen Einsatz in der Gemeindegemeinschaft, einem zentralen Anliegen ihrer Arbeit.

Bis zu seiner Einberufung 1943 war der Vater dann kaufmännischer Verwaltungsleiter der Schule in Niesky. Als der Krieg nach dem Zusammenbruch der Ostfront immer näherkam, hat die Mutter mit ihren vier Kindern Niesky verlassen. Eine abenteuerliche Reise von Niesky über Chemnitz nach Leipzig begann.

Seine Tante war eine Mitarbeiterin der dortigen Oberpostdirektion. Anfang des Jahres 1945 erhielt Leipzig einen neuen Oberpostpräsidenten, der auch den Namen Glitsch trug. Mit ihm bestand eine entfernte Verwandtschaft. So setzte sich die Tante bei ihm dafür ein, ihre Mutter und die Schwägerin mit ihren vier Kindern aus Niesky zu holen. Ein Auto der Post, das zuvor noch Sachen aus dem Sudetenland im heutigen Tschechien abholen sollte, hatte noch Platz. Am 11. Februar 1945 nachmittags wurden sie in Niesky eingeladen. Die Fahrt begann. Immer wieder kam es zu längeren Aufenthalten, bedingt durch den Flüchtlingsstrom und durch von ihren Einheiten versprengte Soldaten. So fuhr das Postauto zunächst nach Löbau. Die Mitfahrenden mussten warten. Am 15. Februar war der Auftrag der Postbeamten erledigt und man holte die Wartenden wieder ab und brachte sie über Chemnitz nach Leipzig. Durch die Wartetage in Löbau hatte die Familie die großen Luftangriffe auf Dresden aus der Ferne mitbekommen, ohne zu wissen, was sich da ereignet hatte. Auf dem Weg nach Leipzig fuhr das Postauto durch das zerstörte und

noch brennende Dresden. Es war das erste Mal, dass Peter Glitsch die Auswirkungen des Krieges, Trümmerhaufen und zerbombte Städte, mit eigenen Augen sah. Bis zu diesem Augenblick waren sie von dem Krieg weitgehend verschont geblieben. Vorher hatten sie nur die Bomber am Himmel gesehen, wenn sie von ihren Angriffen auf Städte und sonstige Ziele wieder zurückflogen. Ein brennendes Hochhaus in Dresden war Peter Glitschs erster Kriegseindruck.

Die Mutter und ihre vier Kinder zogen zu der Großmutter in Leipzig. In einer durch Bomben lädierten Wohnung konnten sie unterkommen. Das Schlimmste war nicht die Wohnung, sondern der Hunger, den man auszuhalten hatte. Der Vater war nicht dabei. Er war noch 1943 zu den Sanitätern eingezogen wurde. Dafür war Vater Gerhard Glitsch sein Leben lang Gott dankbar, dass er nie eine Waffe gegen einen Menschen richten musste. So schrieb er es noch in seinem Lebenslauf. In Leipzig ging Peter Glitsch weiter zur Schule.

Für ihn war das eine nahezu unglaubliche Fügung. Wieviel seine Großmutter und Tante Lotte dazu beigetragen haben, dass die Familie durchkam, die nur eine sehr geringe staatliche Unterstützung erhielt, weiß er nicht. Es wird wohl eine ganze Menge gewesen sein. Tante Lotte hatte eine Freundin und deren Sohn war bei den Thomanern.

Schon 1940 oder 1942 war Peter Glitsch bei Kurt Thomas, dem Direktor des musischen Gymnasiums in Frankfurt am Main angemeldet. Das hatte sich aber zerschlagen, weil die Eltern wegen der damals beginnenden Angriffe auf Frankfurt meinten, in Schlesien sei es sicherer.

Tante Lotte erinnerte sich, dass ihr Neffe schon damals eine sehr gute Stimme hatte und machte den Vorschlag, es bei den Leipziger Thomanern zu probieren. Peter Glitsch hatte ein halbes Jahr Vorbereitungsunterricht bei einem ehemaligen Stimmbildner der Thomaner, der seine Stellung aus politischen Gründen verloren hatte und irgendwie überleben musste. Tante Lotte und Frau Winde, deren Sohn bei den Thomanern war, hatten das arrangiert und Peter Glitsch bereitete sich gewissenhaft und sorgfältig auf die Prüfung vor.

Er hatte das unbeschreibliche Glück, dass er im Alter von 14 Jahren noch in den Chor aufgenommen wurde. Er hatte auch noch keinen Stimmbruch. Den bekam er erst später als normal, nämlich mit 16. Heute würde man das mit Sicherheit nicht mehr machen, auch kein Thomaskantor. Peter Glitsch sang mit seiner Knabenstimme bei der Aufnahmeprüfung als einstudiertes Vortragsstück eine Händelarie mit dem dreigestrichenen D aus „Actis und Galatea“. Seine jüngste Schwester Bärbel hat bei seinen Proben diese Arie mitbekommen und konnte sie sehr bald dann selber singen.

Peter Glitsch sagte, die Aufnahme bei den Thomanern war ein Glück, das er mit all seinen Auswirkungen auf sein späteres Leben gar nicht ermessen konnte. Was er in seiner Zeit im Chor und außerhalb mitbekommen hatte, davon zehrte er sein ganzes Leben und heute noch in seinen Erinnerungen. Sein weiterer Lebensweg war vorgezeichnet. Peter Glitsch machte als Thomaner sein Abitur und hatte das große Glück, dass er als Abiturient Präfekt war, einer der Primaner, die den Chor immer wieder einmal dirigieren und den Thomaskantor Günther Ramin, der dem Chor nach 1945 wieder zu hohem Ansehen verhalf, bei Proben und bei Auftritten in der Thomaskirche und bei Motetten vertreten durften.

Was für ein Glück war es auch, dass Peter Glitsch 1950 das Abitur machte und zwar in der Zeit, als das erste große internationale Bach-Fest in Leipzig war. An dem betreffenden Samstag durfte er sogar den Thomanerchor dirigieren. Seine bei diesem Konzert anwesenden Eltern waren natürlich sehr stolz auf ihren Ältesten. Aber sie sagten ihm kein Wort über das, was im Gange war.

Es war eine Zeit, in der die Schule der Brüdergemeinde in Gnadau auf dem Abstellgleis stand, da der erste deutsche Arbeiter- und Bauernstaat, die DDR, keine Privatschulen mehr duldet und in Barby quasi ein Konkurrenzunternehmen aufbaute. Die Schule in Gnadau übernahm die Landes-

kirche Sachsen, die dort ihr Katecheten Seminar errichtete und später auch ein Altenheim. Kurz vor der Wende 1989 war Peter Glitsch noch einmal in Gnadau.

Sein Vater war als Festangestellter der Brüder-Unität mit einem sehr kleinen „vorläufigen Ruhestandsgehalt“ in Gnadau geparkt. Gerhard Glitsch und seine Frau bereiteten die Übersiedlung nach Königsfeld vor. Alles musste geheim gehalten werden. Die Stelle des wirtschaftlichen Leiters der Schulen im Schwarzwald war frei geworden, als der bisherige Inhaber der Stelle zum Ratsschreiber der Gemeinde Königsfeld gewählt worden war. Der Vater hatte die entsprechende Ausbildung und Erfahrung aus Niesky. So kam die Familie auf etwas verschlungenen Wegen über Berlin in den Schwarzwald. Gisela und Peter Glitsch fuhren von Gnadau über Dessau nach dem damaligen West-Berlin. Die Eltern fuhren mit ihren Kindern Bärbel und Reinhard den direkten Weg über Magdeburg. Am Bahnhof Bayerischer Platz holte der Vater seine Kinder Gisela und Peter ab. Zuvor waren schon Unmengen von Paketen nach Königsfeld geschickt worden, die man in verschiedenen Postämtern aufgegeben hatte, um nicht aufzufallen.

Peter Glitsch machte zunächst in Königsfeld ein Vierteljahr lang Aushilfsdienst als Erzieher im Haus Früauf. Er erinnert sich, dass sie am nächsten Morgen nach ihrer Ankunft von Berlin im Cafe Sapel einen reichge-

deckten Frühstückstisch vorfanden. Die ganze Familie schlackerte mit den Ohren. Das hatte keiner von ihnen erwartet. Später erfuhren sie, dass alles der Schule in Rechnung gestellt worden war. Die Brüder Hasewinkel und Wilfried Tietzen kamen zum Frühstück hinzu und sagten, sie hätten gehört, dass Peter Glitsch Thomaner gewesen sei.

Die Thomaner hatten eine gewisse Selbstverwaltung. Die einzelnen Stuben wurden von Primanern geführt. In diesen waren aus jedem Jahrgang ein oder zwei Schüler untergebracht. Eine altersmäßig ganz bunt gemischte Gesellschaft. Damit hatte Peter Glitsch keine Schwierigkeiten. Als er dann aber in Königsfeld im Internat Renatus Früauf die Stelle übernahm, gab es lauter Gleichaltrige. Deren Streiche potenzierten sich natürlich. Einer musste dem anderen imponieren.

Peter Glitsch war aber zu der Zeit schon angemeldet in Heidelberg am Kirchenmusikalischen Institut, dem KI. Der damalige Direktor Prof. Hermann Meinhard Poppen freute sich, einen ehemaligen Thomaner an Land zu ziehen und sah über die damals noch „verbesserungsfähigen“ Kenntnisse des jungen Mannes auf der Orgel hinweg. Dort absolvierte der junge Glitsch sein Studium der Kirchenmusik. Ein Studium der Schulmusik und Germanistik folgte in Freiburg. Die Zeit des Referendariats war in Freiburg und Königsfeld. Am Zinzendorf



Der Musikstudent 1959 an der Königsfelder Orgel

Gymnasium unterrichtete er bis zu seiner Pensionierung 1995 Deutsch und Musik.

In Heidelberg beim Studium der Kirchenmusik hatte er sehr tüchtige Lehrer. Da war zum einen der Heiliggeist-Organist Bruno Pentzien; Kontrapunkt, Formenlehre und Generalbassspiel hatte er bei Wolfgang Fortner. Auch dieser Zeit verdankt Peter Glitsch sehr viel. Vor allen Dingen lernte er in Heidelberg seine spätere Frau Angela kennen. Sie kam ein halbes Jahr nach ihm

an das Kirchenmusikalische Institut in Heidelberg. Es „funkte“ sehr bald. So wurde er auf diese Weise Schwiegersohn von Wilhelm Kempff und lernte nun eine ganz andere Seite der Musik kennen. War er vorher nahezu ausschließlich in der Kirchenmusik groß geworden, tauchte er nunmehr in die Welt der Musik von Mozart, Beethoven, Schumann und Franz Schubert ein. Das hat ihm den Start in Königsfeld sehr erleichtert. Wilhelm Kempff konnte als Pianist hervorragend improvisieren. Es war die Zeit, als die Improvisation langsam wieder zu einem Ausbildungsfach für Pianisten wurde.

Seiner Frau und dem Schwiegervater verdankt Peter nicht nur den Zugang zu dieser Musik und einem Musiker, der zu den Großen seines Faches gehörte, sondern er wurde auch schnell und herzlich in dessen Familie eingebunden. Der Schwiegervater war ganz und gar Familienmensch. Wenn er einmal zwischen seinen weltweiten Konzertreisen nach Hause kam, hatte er es am liebsten, wenn möglichst viele von der Familie um ihn herum waren. Wilhelm Kempff war ein großer Naturliebhaber. Peter Glitsch erinnert sich an viele Spaziergänge mit ihm zusammen, wenn er in den Ferien in Ammerland am Starnberger See zu Besuch war. Es gab keinen Tag, wo nicht ein kleines Hauskonzert war. Wilhelm Kempff präsentierte da oft den anwesenden Familienmitgliedern seine Programme, die er für seine Konzertreisen vorbereitet hatte. Das war hoch interessant, genauso wie ihm



Das Ehepaar Glitsch 2013

beim Üben zuzuhören. Einmal hatte er eine der späten Klaviersonaten Beethovens, die Hammerklaviersonate vorbereitet und während er spielte, erklärte er den Anwesenden gleichzeitig, was da gerade passierte.

Peter Glitsch ist sehr vielen Menschen begegnet, die ihn musikalisch beeinflusst und vorangebracht haben. Thomaskantor Günther Ramin war auch ein ganz ausgezeichneter Orgelspieler. So durfte er diesem in seiner Leipziger Zeit gelegentlich umblättern, wenn er wieder einmal ein großes Werk von Bach spielte. Bei Ramin lernte er nicht nur die großen Choralwerke kennen, sondern auch die Werke der französischen Organisten und Komponisten César Franck und Marcel Dupré.

Zusammen mit Hildegard Richter-Gill organisierte Peter Glitsch später die Chortreffen der Brüdergemeinde. Sie hatten sich in Gnadau kennengelernt. Dort haben sie in der Weihnachtszeit das erste Mal zusam-

men musiziert und zwar die «Drei Könige» von Peter Cornelius. Hildegard Richter-Gill sang damals das «Wie schön leuchtet der Morgenstern». Sie ging dann zur Ausbildung an das Johannesstift zu Ernst Pepping. Beim Jubiläum 1957 (500 Jahre Brüder-Unität) kam sie als einfache Sängerin schwanger nach Königsfeld. Die Bekanntschaft der Familien wurde zur Freundschaft. Sie bestritten verschiedene Veranstaltungen zusammen; das erste Chortreffen in den achtziger Jahren in Königsfeld. Es ka-



Konzert im Kirchensaal in Königsfeld

men noch einige dazu, bis Peter Glitsch das Ganze in ihre Hände übergab, als sie nicht mehr Kantorin in Neuwied war und dadurch Kräfte frei hatte. Die Chortreffen und die

Zusammenarbeit waren für beide sehr fruchtbar.

Die Zeit bei den Thomanern hat Peter Glitsch sein ganzes Leben sehr motiviert. Manches tradierte er nach Königsfeld. Das war vor allem Chormusik. So zum Beispiel die wunderschönen Motetten «Hinunter ist der Sonnenschein» oder auch «Christus du bist der helle Tag» von Walter Füss, der aus Karlsruhe stammt. Ob er Schüler bei Gün-ter Ramin war, weiß Peter Glitsch nicht.

Hinzu kamen noch das eine oder andere, das zum Repertoire der Thomaner gehörte, wie zum Beispiel «Übers Gebirg Maria geht», ein sehr schönes Adventsstück und weitere Sachen, die er im Studium kennengelernt hatte, aber auch immer wieder einmal modernere Komponisten, wie Hans Friedrich Micheelsen oder Johann Nepomuk David. Manchmal brachte er auch typisch katholische Kirchenmusik zur Aufführung, wie die Graduale von Anton

Bruckner. Das war akustisch schwierig aus seiner Sicht; eigentlich wäre dafür ein aus Stein gebauter Dom erforderlich gewesen – vor allen Dingen beim «Christus factus est».

Als junger Kantor in Königsfeld hatte Peter Glitsch das große Glück, dass er für den Chor, weil er selber noch jung war, viele junge Leute gewinnen konnte. Es kam vor, dass die Hälfte des Chores am Freitagabend während der Chorprobe nach Hause gehen musste, weil es sonst zu spät geworden wäre. Die Töchter vom Apotheker Rieker waren dabei oder Familie Sader. Daraus sind Freundschaften entstanden, die bis heute bestehen.

Je länger Peter Glitsch lebt, desto mehr wird ihm bewusst, welch großes Glück und Gnade Gottes er in den verschiedenen Stationen seines Lebens erfahren durfte. Auch in der schweren Zeit des Heimgangs seiner geliebten Frau Angela. «Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser», die Vertonung des 42. Psalms von Felix Mendelssohn-Bartholdy war das Musikstück, das seine schwer erkrankte Frau, ihn und die immer wieder treu vorbeischauende Gabriele von Dressler begleitete und durch die Zeit des Abschiednehmens trug. Am 24. Dezember 2019 morgens hörten Angela und Peter Glitsch ein Stück aus der Michaeliskantate von Bach «Es erhub sich ein Streit», die Arie «Bleibt ihr Engel bleibt bei mir, weicht nicht von meiner Seite», das dem Ehepaar schon so viel gegeben hatte. Dabei ist Angela Glitsch eingeschlafen. Ein ihr gemäßer Abschied, sagte Peter Glitsch.

Manfred Kruppa, Kraichtal

Ben van den Bosch – der Vielfältige



Mit Ben van den Bosch, der sich freundlicherweise selbst vorstellt, gehen wir in die Niederlande. Er schildert hier sein Leben, in dem Musik von Beginn weg eine zentrale Rolle spielte. Es ist ein sehr ehrliches, offenes Lebensbild. Der Beitrag ist aus dem Niederländischen übersetzt und leicht gekürzt.

Kindheit

Geboren bin ich am 26. Dezember 1933 als zweites Kind einer Musikerfamilie in Amsterdam. Dort war das Musizieren und vor allem das Hören von Musik sehr vertraut. Wir hatten ein Klavier, auf dem Mutter und Großmutter spielten, um den drei Jungen der Familie Lieder beizubringen. Vater spielte Cello, was wir auch sehr interessant fanden. Wir waren Mitglieder der Brüdergemeinde; und uns Jungen war das sehr bewusst, denn damals gab es eine kleine Hausgemeinde in Amsterdam, die sich regelmäßig reihum traf, so auch bei uns. Da mein Vater am ersten und ich am zweiten Weihnachtsfeiertag Geburtstag hatten, verbrachte Oma Groenewegen-Müller, die im Witwenhaus in Zeist wohnte, Weihnachten oft mit uns in Amsterdam. Oma, die ursprünglich aus Herrnhut stammte, spielte auch Klavier und brachte uns deutsche Weihnachtslieder bei.

1939 zogen wir nach Zeist an den Zusterplein 24, in das kleine Witwenhaus, direkt neben der Großmutter. Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich, und so konnten unsere Eltern sie etwas unterstützen. In Zeist kamen wir in eine damals sehr aktive Gemeinde. Wunderbare Orgeln, ein Chor und in der Adventszeit und zu Silvester auch Blasinstrumente, gespielt von Mitgliedern der Koninklijke Zeister Harmonie. Ich selbst habe auch da auch auf unserem Klavier gespielt. Weil es mir so gut gefiel, beschlossen meine Eltern, mich Klavierunterricht nehmen zu lassen. Inzwischen war der Zweite Weltkrieg ausgebrochen und die Prioritäten waren andere; also keine Klavierstunden mehr. Das machte mir nichts aus, denn so konnte ich wieder selbst an den Tasten herumprobieren.

Jugendzeit

Nach dem Ende des Krieges begann in den Niederlanden eine Zeit des Wiederaufbaus. Die Vereine durften sich wieder treffen, und es bestand auch das Bedürfnis nach Zerstreuung. Die Koninklijke Zeister Harmonie erholte sich, sie suchten nach Verstärkung durch jüngere Mitglieder und kamen auf mich zu. Ich war damals wohl etwa zwölf Jahre alt. Weil ich Klavier spielen konnte, sollte ich dort Oboe spielen. Ich hatte keine Ahnung, was eine Oboe ist! Da aber keine Oboe zur Verfügung stand, bekam ich ein Kornett, auf dem ich von Hannes van Denderen unterrichtet wurde. Ich kannte Hannes bereits, weil er bei der Brüdergemeinde in der Parkverwaltung arbeitete. Hannes war Witwer und wohnte in einem kleinen Haus am Oude Arn-

hemseweg. Ich musste mit meinem kleinen Horn, das reichlich verbeult war und sich deshalb sehr schwer spielen liess, dorthin radeln. Mein jüngerer Bruder Han hatte einen besseren Ansatz als ich, und so begann auch er zu blasen. Später bekam ich ein Horn, das ich einigermaßen gut spielen konnte, und bald konnte ich mit den alten Männern im Orchester spielen. Wenn ein anderes Blechblasinstrument für eine Aufführung gebraucht wurde, habe ich es genommen und diese Rolle ausgefüllt. In der Zwischenzeit hatten sich auch meine Freunde vom Zusterplein für das gemeinsame Musizieren begeistert. Sie bekamen Klarinetten und Saxophone, also Holzblasinstrumente. Wir begannen, zu unserem eigenen Vergnügen Choräle und andere Musikstücke zu spielen. Das war in den späten vierziger Jahren.

Auch Ferdinand de Beaufort, den wir zu unserer Überraschung ebenfalls in der Harmonie getroffen hatten, schloss sich uns manchmal an. Ferdinand studierte Theologie und auch Musikwissenschaft. Er schuf geschickte Choralsätze, manchmal mit Solokadenz für Trompete, die wir daraufhin an den kirchlichen Festtagen frühmorgens auf den beiden Kirchplätzen zu Gehör brachten. Da es kein Bassinstrument gab, spielten die Klarinetten die Bassstimme. Später gesellte sich noch ein Baritonsaxophon hinzu, das sehr bassähnlich klingen kann. Die Entwicklung hin zum Bläserchor war vor allem der Anregung meiner Mutter zu verdanken, die einen Teil ihrer Jugend in Herrnhut verbracht hatte und daher die Einrichtung des gemeindlichen Bläserchores kannte. Außerdem war un-

sere Gruppe im Haus der Schwestern Hannie und Evi Schütz am Broederplein willkommen. Dort lebten auch die Ernée-Kinder, von denen ich zwei zu Bläsern ausbildete. Wir Bläser bauten die von Evi Schütz entworfene Krippe aus Kirchbaumholz zusammen. Diese war für die Mädchenschule bestimmt. Als Dankeschön durften wir bei der Einweihung der Krippe einige Choräle blasen, und das in der Mädchenschule! Im Monatsblatt UNITAS FRATRUM der Zeist-Brüdergemeinde vom Juni 1951 ist beschrieben, dass das kleine Bläserensemble am Pfingstsonntag frühmorgens die Gemeinde mit Chormusik aufweckte. Danach gingen wir Bläser zu unserem Haus, um das Bläserfrühstück zu genießen, das meine Mutter vorbereitet hatte.

Mittlerweile war ich von unserem Pfarrer Bruder Lütjeharms offiziell zum Leiter dieses Bläserkreises ernannt worden. Damit war ich auch Mitarbeiter in der Gemeinde geworden. Zu diesem Amt gehörte auch das Verfassen von Berichten über die Aktivitäten der Bläser. Bei Dr. Lütjeharms haben meine Freunde und ich auch den Konfirmandenunterricht besucht und wurden eingesegnet. Er führte mich auch in die Liturgik der Brüdergemeinde ein. Unsere Bläsergruppe wurde auch regelmäßig zu Auftritten außerhalb der eigenen Gemeinde eingeladen. Als ich 1953 für zwei Jahre meinen Militärdienst ableisten musste, kamen die Aktivitäten zunächst zum Erliegen. Bruder Tom Dingemans übernahm dann 1954 die Leitung. Tom starb unerwartet im Jahr 1956. Zum Glück war ich da



Bläserchorprobe

wieder verfügbar und habe diese Tätigkeit wieder aufgenommen.

Studium

Inzwischen studierte ich am Konservatorium, wo ich nach nur zwei Jahren mein Diplom auf dem Horn machte. Das lag an der guten Ausbildung, die ich privat bei Herrn A. Toorensplits, Hornist des Concertgebouw-Orchesters in Amsterdam und auch Dirigent der Zeister Harmonie, erhalten hatte. Er lehrte mich auch das Di-

rigieren und viele andere nützliche Dinge des Musikerberufs. Ich habe noch einige Jahre am Konservatorium weiter studiert, besonders das Hauptfach Musiktheorie, bei denselben Lehrern (Herman Strategier, Ton de Leeuw, Herman Felderhof) wie an der Universität; dieses Fach habe ich nicht abgeschlossen, da ich damals eine gefragte Aushilfe bei niederländischen Orchestern war und so keine Zeit für ein intensives Studium hatte. Dazu spielte ich auch in internationalen Jugendorchestern in Paris, Wien und anderen großen Städten und Veranstaltungsorten. Zudem unterrichtete ich auch an

Musikschulen. Eine sollte ich dann leiten, weil ich der Einzige war, der die nötigen Qualifikationen hatte. Ich habe das Amt des Leiters nicht lange ausgeübt, denn es war schwierig für mich, dies mit meiner Arbeit im Orchester zu verbinden. Zudem hatte ich auch meine Aktivitäten in der Brüdergemeinde Zeist: Ausbildung junger Bläser, Mitwirkung im Kirchenchor und Orgeldienst bei Beerdigungen und anderen kleinen Gottesdiensten.

Berufsleben

In der Orchesterwelt habe ich eine ziemliche Karriere gemacht und war 1. Hornist, also Leiter der Horngruppe, beim Het Gelders Orchest (HGO, Philharmonisches Orchester Arnheim) in Arnheim. Im Orchester war ich auch mit Verwaltungs- und Ausschussarbeit beschäftigt, Ehrenämter ohne Honorar (genauso wie die Kirchenmusik). Das HGO hatte damals das größte Konzertprogramm in den Niederlanden.

Und auch in Deutschland haben wir im Rahmen der kulturellen Grenzkontakte Konzerte gegeben, bis Münster und Bonn. Aber wir hatten auch in unserer Regionen gute Konzertsäle.

Das hiess: Eine ruhige Woche war eine Woche mit nur vier Konzerten, in jeder Woche gab es ein neues Programm, zusätzlich die Proben am Morgen. Wir haben ein sehr breites Repertoire gespielt, vorwiegend aber aus der Klassik und Romantik. Dazu kam zeitgenössische Musik, manchmal mit den Komponisten als Dirigenten. Auch die Begleitung von Oratorienchören gehörte zu den Aufgaben des HBO. Viele Konzerte wurden für das Radio aufgezeichnet und

manchmal auch direkt gesendet; später kam manchmal das Fernsehen hinzu. Wir haben auch Aufnahmen (Schallplatten, später CDs) gemacht. Ab und an wurde ich an ein anderes Orchester abgeordnet, dann spielt man als Solohornist ein Programm halt ohne Probe. Sie wussten, dass ich die Ruhe dafür hatte und gut vom Blatt spielen konnte. Das ging, weil ich frei und ungebunden war. Aber es gab wenig Zeit und Gelegenheit für Beziehungen.

Dienst für die Brüdergemeinde

Auch in der Brüdergemeinde war ich gut beschäftigt. 1969 bin ich zum musikalischen „Obmann“ aller Bläserchöre im Westdistrikt der Provinz ernannt worden. Ein mitblasender Pfarrer war der geistliche „Obmann oder Obfrau“. Für mich bedeutete dies, dass ich die verschiedenen Bläserchöre auch zu Hause besuchte und bei den alle zwei Jahre stattfindenden Bläserchortreffen die musikalische Leitung für alle Gruppen übernahm. Gleichzeitig stellte ich in Absprache mit den anderen Chorleitern und der veranstaltenden Gemeinde ein passendes musikalisches Programm zusammen. Manchmal musste ich selbst etwas arrangieren oder bat einen Komponisten der Gemeinde, etwas für ein großes Ensemble zu komponieren. In der Zwischenzeit waren wir auf über hundert Bläser angewachsen. Nach der Wende wurde dies noch umfangreicher. Ich blieb der musikalische Leiter. In der ehemaligen DDR kannte man mich durch mehrere Besuche. So war ich für beide Seiten des geteilten Deutschlands akzeptabel. Als Niederländer war ich an den mögli-

chen Spannungen zwischen zwei Kulturen nicht beteiligt. Der nun tätige geistliche Obmann kam zunächst aus der DDR. Die Zusammenarbeit blieb sehr gut.

In der Zwischenzeit hatte ich die Nachfolge des Kantors und Organisten in meiner eigenen Gemeinde angetreten. Das verlief reibungslos, ich war für niemanden ein Fremder, und ich kannte mich gut mit der Arbeit aus. Leider waren meine Organistenkollegen mit meiner Leistung nicht zufrieden. Kirchen- und Bläserchor haben gut funktioniert. Auch die musikalische Qualität und die Vielfalt des Repertoires wurden gewürdigt. Letzteres war so gewählt, dass die liturgische Struktur des Gottesdienstes einheitlicher und logischer wurde. Aber es gab Spannungen mit einigen Orgelkollegen. Sie hatten wohl auch Schwierigkeiten mit meinem Ehrgeiz und meiner Tatkraft. Ich habe versucht, die Dinge, die sie störten, zu besprechen, was aber nicht zu einer Einigung führte. Weitere Ausführungen zu einem Thema, das sich zu einem großen Konflikt entwickelt hat, sind hier nicht angebracht.

Zu meinen Aufgaben gehörte die Pflege der Orgel. Das bedeutete, bei Einstell- und Wartungsarbeiten sowie bei kleineren Reparaturen am Mechanismus mitzuhelfen. Ich studierte die Orgel so viel wie möglich und nahm auch wieder Unterricht. Dadurch bin ich auch als Organist gewachsen. Mit dem Chor und den Bläsern fühlte ich mich pudelwohl. Umgekehrt waren die Mitglieder glücklich und zufrieden mit dem Verlauf der Dinge. Die meisten Gemeindemitglieder teilten dieses Gefühl.



Bläserchortreffen 2007 in Königsfeld (Schwarzwald)

Ein Höhepunkt für alle war im Jahr 1985 ein grosses Konzert in unserer Kirche am Samstag, den 16. November. Es handelte sich um die Präsentation der Kataloge der musikalischen und topographischen Sammlungen (von etwa 1740 bis heute) der Archive der Brüdergemeine und ihrer Missionsgesellschaft (ZZG). Als Assistent des Musikwissenschaftlers Randall Tollefsen habe ich auch einen kleinen Beitrag zur Musiksammlung geleistet. Wir haben uns gut

verstanden, und so konnten die Arbeiten termingerecht abgeschlossen werden. Mir wurde dann die Aufgabe übertragen, das Konzert zu planen. Dazu musste ich mich mit Vertretern des Staatsarchivs Utrecht beraten, wo die Sammlungen jetzt untergebracht sind. Trotz unterschiedlicher Vorstellungen konnte ein schönes Konzertprogramm erstellt werden. Utrecht stellte das Sinfonieorchester, Zeist den Chor, die Blechbläser und einen Oboensolisten.

Die Veranstaltung fand in unserer Kirche statt. Das Konzert war ein wunderbares Ereignis. Bruder Bas Prinsen spielte, begleitet vom Toonkunst Orkest Leiden, als Solist ein Oboenkonzert von Paul Wranitsky (1756-1808), das in keinem anderen Archiv bekannt ist. Vor dem Konzert hatten die Bläser vom Balkon aus alte Choralsätze geblasen und das Konzert mit einer Herrnhuter Sonate aus Zeist eröffnet; alles Musik, die ich in den Archiven entdeckt und zum Spielen arrangiert hatte. Dann wurden unter meiner Leitung zwei weitere Werke für die Passionszeit aufgeführt. Von Christian Gregor (1723-1801) «Und da alles vollendet war, neigte der Herr sein Haupt und verschied», und eine weitere anonyme Komposition: «Mein Heiland geht ins Leiden», beide mit Orchesterbegleitung. Das Orchester spielte zudem eine Sinfonie von Carl Philipp Emanuel Bach, von der nur eine weitere Abschrift in einem deutschen Archiv bekannt ist. (Dort trägt sie nur den Namen Bach als Komponist.) Das Hauptwerk des Programms war ein Teil einer Kantate von Gottfried Christian Geissler (1730-1810), die für die Einweihung des Kirchensaals in Zeist komponiert wurde. «Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses», ein überschwängliches Werk für Chor und Orchester mit zwei Flöten und zwei Hörnern neben den Streichern. Auch Jaap Prinsen, der ältere Bruder des Solisten, ein ehemaliger Bläser im Bläserchor und mein ehemaliger Schüler, Mitglied des Concertgebouw-Orchesters, spielte mit. Das Konzert wurde vom Radio übertragen, mit einem kurzen Interview mit mir. Natürlich waren viele Gäste anwesend,

sowohl aus der Regierung als auch aus der Musikwelt. Und, nicht zu vergessen, der Direktor der Moravian Music Foundation aus Winston-Salem, N.C. / USA. Auch er freute sich sehr, dabei zu sein, und wollte mich als Dirigenten für das Moravian Music Festival. Leider ist es nie dazu gekommen. Nach dem Konzert gab es einen Empfang im ehemaligen Gemeindezentrum in der alten Mädchenschule. Die vielfältige Wertschätzung bei diesem Anlass führte zu einem schweren Konflikt. Man warf danach mir Arroganz vor, und dass ich mich wie ein „Karajan“ aufführe. Es betraf nicht nur die Arbeit, es wurde auch persönlich. Die Art und Weise, wie die Vorwürfe geäußert wurden, verletzte mich sehr, so dass ich von meinem Posten zurücktrat. Ich wollte und konnte so nicht weitermachen. Es war ein schwarzer Tag für mich und meine Familie, und letztlich auch für die Gemeinde. Glücklicherweise haben wir uns später versöhnen können. Beim Bläsertreffen in Berlin 2001 erhielt ich einen Preis der Moravian Music Foundation wegen meiner Recherchen in den Archiven und der anschließenden Veröffentlichung von Bläserkompositionen, die ich spielbar gemacht hatte. Außerdem erhielt ich eine Urkunde vom Evangelischen Posaunenchor in Deutschland in Herrnhut 2010. Im Jahr 2008 wurde ich bereits zum Ritter des Ordens von Oranien-Nassau in Zeist ernannt.

Noch einmal der Berufsmusiker

Meine Haupttätigkeit war Zeit meines Berufslebens beim HGO in Arnheim. Dazu kamen Unterricht an einer Musikschule und die Leitung

des Schulorchesters des Christelijk Lyceum sowie eines Blasorchesters. Das HGO war ein guter Ort, sich als Musiker zu entwickeln, in meinem Fall als Hornist. Welch ein Glück, das die damaligen Kollegen meiner Aufnahme ins HGO und der Leitung der Horngruppe zugestimmt hatten. Als Leiter musste ich den Ton angeben; glücklicherweise ist das über viele Jahre hinweg gut gegangen. Dafür bin ich für ältere Kollegen mit Zahnproblemen und anderen altersbedingten Beschwerden eingesprungen. Wir waren nicht nur Kollegen, sondern inzwischen auch Freunde, das machte die schwere Arbeit leichter. Wenn diese in den Ruhestand gingen, konnte die Hornabteilung mit jüngeren und gut ausgebildeten Mitarbeitern verstärkt werden. Das Gleiche geschah mit anderen Abteilungen des Orchesters, und unser Ruf im Lande wuchs. Wir traten jedes Jahr beim Holland Festival auf, das hauptsächlich in der Randstad (Amsterdam, Den Haag, Rotterdam) stattfand. Wir durften unter anderem auch in Paris spielen. Neue Musiker kamen überwiegend aus osteuropäischen Ländern, Ungarn, Polen, Russland und der (ehemaligen) DDR. Da mussten die musikalischen kulturellen Unterschiede zusammengebracht werden. Darüber hinaus wurde auch praktische Hilfe bei der Übersetzung von Verträgen, Wohnungsangelegenheiten usw. angeboten. Das bedeutete, sich Zeit zu nehmen für manchmal persönliche Gespräche mit Kollegen, Treffen mit Vertretern aus der Politik und dem öffentlichen Dienst. Dann spielt man abends eine Tschaikowsky-Sinfonie mit Soli und probt am selben Morgen eine Mah-

ler-Sinfonie. Beides ist eine wunderbare Sache, aber für beides muss man frisch wie ein Käzchen sein. Zwischendurch möchte der Dirigent auch etwas mit dir besprechen (in der Regel ein Konflikt zwischen dem wirtschaftlichen Management und der künstlerischen Leitung sowie den Musikern). Rückblickend kann ich nur mit Erstaunen auf die Energie blicken, die ich im richtigen Moment, nämlich auf der Bühne, hatte. So ist wahrscheinlich zu verstehen, dass ich am Wochenende die Kirchenmusik und das damit verbundene Innenleben brauchte, um wieder mit mir ins Gleichgewicht zu kommen. Zum Glück hatte ich eine liebevolle Frau und süße Kinder, die mir ein warmes Zuhause boten.

Familiäres

Meine Frau Femmy war als dreizehnjähriges Mädchen nach Zeist in das Mädcheninternat der Brüdergemeine gekommen. Wir wohnten direkt neben dem Internat. Als Femmy etwa siebzehn Jahre alt war, trat sie in den Kirchenchor ein, in dem ich auch sang und dirigierte. Sie wurde auch in der Brüdergemeine konfirmiert. Im Chor aber haben wir uns bewusst wahrgenommen, und es entstand ein Band zwischen uns, das anfangs noch nicht so offensichtlich war, auch weil ich elf Jahre älter war. Was half, war, dass Femmy nach der Schule in Zeist blieb, um ihr Studium fortzusetzen. In der Zwischenzeit lernte sie von mir Trompete spielen und sang weiterhin im Chor. Nach einiger Zeit verlobten wir uns, und ein Jahr später heirateten wir. Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits in

das Orchester berufen worden. Wir konnten weiterhin im Haus meiner Eltern am Zusterplein wohnen. Dort sind auch unsere Kinder geboren worden. Später wohnten wir fast vierzig Jahre lang in der anderen Ecke des Platzes in einem größeren Haus, wo ich auch einen Musikunterrichts- und Studienraum mit Platz für meinen Flügel hatte. Hier hatten wir eine gute Zeit als Familie. Auch die Kinder erwiesen sich als sehr musikalisch. Femmy war eine hingebungsvolle Mutter. Sie war handwerklich begabt und kreativ, sie hat die Kleidung der Kinder selbst genäht. In der Gemeinde arbeitete sie in der Kinderarbeit mit. Als unsere Kinder älter und selbstständiger wurden, wollte sie noch Sozialkunde studieren. Als Freiwillige hatte sie im Informationszentrum von Zeist mitgearbeitet; dort wurde ihr Interesse geweckt. In dieser Zeit musste ich zu Hause dann etwas mehr einspringen. Die Kinder mussten sich auch daran gewöhnen, dass ihre Mutter nicht da war, um sie zu begrüßen, wenn sie von der Schule nach Hause kamen, und dass stattdessen ihr Vater da war. Bei all dem hatten wir ein offenes Haus für Gäste aus der Brüdergemeinde und für meine Kollegen. Femmy schloss ihr Studium mit einer Arbeit über Partizipation und Mitbestimmung (anhand meiner Verwaltungs-Erfahrungen beim HGO) ab. Bei der Gemeinde Zeist fand sie eine Stelle im Rathaus, nur einen kurzen Fussweg von unserem Haus entfernt. Dort fand sie Anerkennung und hohe Wertschätzung; sie wurde Managerin und war für die Ausgaben des Sozialdienstes in Höhe von mehreren Millionen Euro verantwortlich. Dabei habe ich natürlich auch

viel von ihrem damaligen Wissen gelernt und bei meinen Verwaltungsaufgaben davon profitiert.

Ein besonderes Ereignis war die Feier meines 80. Geburtstages, den wir am Samstag, den 28. Dezember, in unserer Kirche gefeiert haben. Da in unserer Gemeinde am Samstagabend Singstunden abgehalten werden, wollten wir mit einer solchen beginnen. In Absprache mit unserem Pfarrer wurden das realisiert. Die Schola Davidica aus Utrecht wirkte mit. Femmy und ich hatten dort viele Jahre lang gesungen, und Femmy war auch Mitglied des Vorstands. Der festliche Abend begann davor mit einem Empfang mit Blasmusik vor dem Kirchsaaal. Die Singstunde war ein Evensong mit der Schola, begleitet von Domorganist Jan Hage, und Bruder Markus Gill als Pfarrer. Danach gab es im Kirchsaaal Kaffee und Kuchen und Gelegenheit, zu gratulieren. Anschliessend gab es viele musikalische Darbietungen. Unser Sohn Marc, der Trompeter, zeigte, zusammen mit Schwager John am Akkordeon, was man auf einem Didgeridoo improvisatorisch alles machen kann. Meine Enkelin Mahrin hat die ganze Gemeinde mit ihrer tänzerischen und bewegten Darbietung zu Kinderliedern mitgerissen. Damit war der Ton für den Rest des Abends gesetzt. Zwei Nichten tanzten zu Orgelmusik, die von Jaco van Leeuwen, dem Schwiegersohn meines Bruders, gespielt wurde. Soglasije, das Ensemble für russische Kirchenmusik, sang aus seinem Repertoire. Schwager John hatte ein komplettes Akkordeonorchester mitgebracht, das wunderbar spielte. Huib van Hinsbergen und seine Frau

Claudette sangen ein Duett, am Klavier begleitet von Niels Fischer, unserem Organisten. Ich selbst habe bei zwei Bläserquintetten das Horn gespielt. Der Abend endete mit einem Flashmob der Schola Davidica, an dem Femmy und ich natürlich einbezogen waren.

Veränderungen

In den neunziger Jahren hatte sich die niederländische Wirtschaft verschlechtert und es mussten in allen möglichen Bereichen Kürzungen vorgenommen werden, auch im HGO. In der Horngruppe war ich der Älteste, weit über fünfzig und mit vielen Dienstjahren. Somit war ich derjenige, der mit einer Abfindung in den Ruhestand gehen konnte. Mittlerweile war ich Kantor und Organist in Zeist geworden und hatte so ein kleines Einkommen. Die materielle Seite meines Ausscheidens aus dem Orchester war also einigermaßen abgedeckt. Doch es kam anders, denn leider musste ich, wie bereits beschrieben, meine Arbeit in Zeist aufgeben. Ich musste einen anderen Weg finden, das zu kompensieren. Für mich war das eine empfindliche Lebenslektion. Davor war ich etwas in der Gesellschaft, jetzt musste ich alles zusammenkratzen, um etwas beizutragen. Das ist einigermaßen gelungen, aber ohne das vertraute Glücksgefühl, und vor allem ohne eine geistliche Heimat. Mit einer Ausnahme: Die Harmonie St. Cäcilia im Burgdorf Doornenburg, wo sie in einer angenehmen Atmosphäre gut und musikalisch gearbeitet haben.

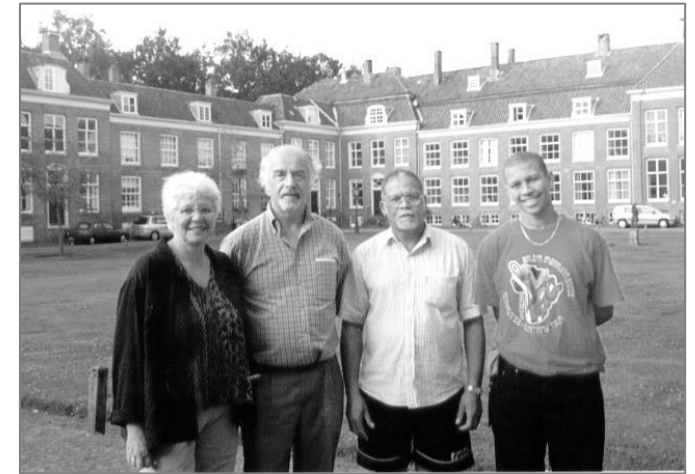
Da die Kirchenleitung meine Dienste weiterhin in Anspruch nehmen wollte, blieben für mich

und unsere Familie wichtige und inspirierende Kontakte bestehen. Durch diese Kontakte haben wir viel Unterstützung erfahren. So wurde ich eingeladen, nach Südafrika zu reisen. Dort lernte ich nach der Apartheidzeit gut geführte Organisationen für Kirchenmusik kennen, sowohl für Bläser als auch für Sänger. Ich habe erlebt, wie man mit Vergebung und Versöhnung in der Praxis umgeht; das hat mir geholfen, nicht bitter zu werden, die Hand zur Versöhnung auszustrecken und die der anderen zu ergreifen. Mit großer Freude habe ich auch einen Auftrag der Missionsgesellschaft ZZg erfüllt, in der Kristian-David-Schule in Lettland einen Bläserchor einzurichten. Auch hier, wie in Südafrika, habe ich viel brüderliche Liebe und Freundschaft erfahren. Außerdem gibt es dort einige talentierte Bläser, die die Arbeit fortsetzen können. Auf all diese Erfahrungen blicke ich mit Dankbarkeit zurück. Manchmal ist man zur richtigen Zeit am richtigen Ort, und manchmal ist man trotz aller guten Vorsätze zur falschen Zeit dort.

Abschiede und die Musik

Zum richtigen Zeitpunkt kam ich in Kontakt mit einer Gruppe von Sängern, die orthodoxe russische Kirchenmusik singen. Das ging so: Ich spielte seit einiger Zeit in einem Bläserquintett, bestehend aus Flöte, Oboe, Klarinette, Horn und Fagott. Die Flötistin Elsbeth hat mir von diesem russischen Ensemble erzählt, und dass sie bei ihren Auftritten ein wenig unsicher waren. Ich bot ihnen an, sie zu verstärken und mitzusingen, wenn sie es wünschten. Auch dass ich

einen sehr guten Sopran mitbringen konnte, Femmy! Viel später, bei einer Probe unseres Quintetts, sagte Elsbeth zu mir: Es ist in Ordnung, du kannst bei uns mitmachen. Ich wusste nicht mehr, wovon sie sprach. Es stellte sich heraus, dass es um diesen Chor ging; ein enger Freundeskreis, bei dem es für Außenstehende nicht leicht war, beizutreten. Kurz nach unserem Eintritt starb der Leiter. Während seiner letzten Woche auf Erden, an den Abenden vor seinem Tod, sangen wir für ihn und mit ihm in seinem Haus unter meiner Leitung. So wurde diese natürlich in meine Hände gelegt. Bei seiner Beerdigung haben wir auch gesungen. Danach sind einige andere Sängerinnen und Sänger verstorben. Wir haben für sie immer in der gleichen Weise gesungen. Dadurch sind wir uns sehr nahe gekommen. Andererseits mussten wir als kleiner Chor diese Lücken ausfüllen. Das hat gut geklappt, das Element der Freundschaft ist geblieben. Wir treten nicht sehr oft auf, aber immer in einem religiösen Kontext. Wir sind auch ein festes Element in der Brüdergemeinde. In diesem Chor, Soglasije, haben Femmy und ich viel Liebe und Freundschaft erfahren und es war eine besondere Bereicherung unseres Lebens. Nach dem Tod Fannys ist es das für mich allein geblieben. Ich selbst habe die russische Musik lieben gelernt. Zum Glück gibt es noch Menschen, die mit dieser Sprache vertraut sind. Wir haben die Texte phonetisch, was es für uns einfach macht. Aber es ist wichtig, zu wissen, was die Texte bedeuten.



Femmy und Ben van den Bosch mit Tyrone Hitzeroth und Antonio Lottring (aus Südafrika) in Zeist in Jahr 2004

Mein Leben hat sich nach dem Tod von Femmy verändert. Musik ist immer noch meine Leidenschaft. Ich betrachte Musik als ein himmlisches Geschenk, das uns über uns selbst erheben kann, indem es uns inspiriert und tröstet und uns mit anderen und mit Gott in Verbindung bringt. Hier lasse ich es erst einmal. Das ist genug über mich und was ich wichtig finde. Ich darf mich noch eine Weile an meinen Kindern und Enkeln erfreuen und mich nach Möglichkeit nützlich machen, auch musikalisch. Ich hoffe, dass ich mich in meinem Leben nicht zu weit von den Werten entfernt habe, die mir beigebracht wurden, und dass ich in meinem beruflichen Eifer andere nicht zu sehr irritiert habe. Ich wollte schon immer Musik mit anderen teilen oder anbieten, damit auch andere dieses himmlische Geschenk genießen können.

Ben van den Bosch, Zeist/NL

Small is beautiful – Hans Ruedi Meier, geistlicher Liedermacher



Zum Schluss geht es noch in die Schweiz. Hans Ruedi Meier-Clemens wohnt mit seiner Frau Ruthild in Lotzwil und hat in den letzten Jahrzehnten eine Fülle von Liedern bis hin zu Singspielen geschaffen, die gern auch an Anlässen der Herrnhuter genutzt wurden.

Wer heiratet, heiratet meistens nicht nur seine Allerliebste, sondern auch noch eine zugehörige Sippe und im Extremfall eine ganze Glaubensgemeinschaft, manchmal zu deinem Vor-

teil, manchmal aber auch... . Um es kurz zu machen: Sowohl was die Allerliebste betrifft, als auch die Sippe und sogar die Glaubensgemeinschaft war für mich reiner Glücksfall, so dass ich schliesslich eines schönen Tages in die Berner Herrnhuter Sozietät aufgenommen wurde, worauf ich mich gerührt bedankte, u.a. mit dem Spruch «Small is beautiful», dies im Hinblick auf die Grösse der Berner Sozietät. Selbstverständlich wusste ich damals schon, dass die Herrnhuter-Bewegung alles andere als small ist, was ihre Präsenz in der Welt betrifft. Dies zeigt sich u.a. wunderbar zur Advents- und Weihnachtszeit: der Herrnhuter Weihnachtsstern! Dieses Lichtsymbol hat mich schliesslich zu folgendem Lied angeregt:

Ich habe einen Stern gesehen

Ich habe einen Stern gesehen
hoch über mir am Himmel stehn.
Er leuchtet hell mit seinem Schein
so innig in mein Herz hinein.

Es ist das helle Weihnachtslicht.
Das leuchtet mir ins Angesicht,
macht meine Seele froh und weit
in dieser dunklen Erdenzeit.

Du Weihnachtslicht erleucht uns all!
Führ uns zurück zum Kind im Stall,
dass wir erkennen, wer er ist:
der Heiland, unser Jesus Christ.

Hallelujah! Hallelujah!
So kommt nun her von fern und nah!
Lasst euch entzünden von dem Licht!
Kommt alle her und zögert nicht!

Wer nun dies Licht empfangen hat,
der geh zurück in Dorf und Stadt
und zünde selber Lichter an,
dass jeder Mensch es sehen kann:

Das Jesuskind, so arm und klein,
will dein und mein Erlöser sein.
Dies kündet uns der Weihnachtsstern
als frohe Kund von Gott, dem Herrn.

Zurück nach Bern. Dort ist, wie bekannt, das Haus der Religionen entstanden, nicht zuletzt dank intensiver und gar nicht smaller Initiative durch die Herrnhuter. Während der jahrelangen Aufbauphase fand eines Tages ein wegweisender Anlass statt. Unter dem Eindruck dieses denkwürdigen Geschehens schuf Stefan Kiesel das Lied „In Liebe begeben“.

Die repetitive Form der Verse hat später zum Titel „Liebe Litanei“ geführt. Nun, mein musikalischer Beitrag ist small, möchte er aber wenigstens ein wenig beautiful sein. Übrigens: Stefan Kiesel ist mein Pseudonym. Aber das ist eine andere Geschichte.

Hans Rudolf Meier-Clemens, Lotzwil

In Liebe begegnen

Stefan Kiesel

SOPRAN
ALT

Da, wo sich Men-schen in Lie-be be - ge-gnen, da küsst der Him-mel die Er -

TENOR
BASS

Mit einer Andacht, die den Versen des Liedes entlanggeht und in der Berner Sozietät gehalten wurde unter Mitwirkung des Chores der reformierten Kirchengemeinde Lotzwil soll dieses Heft beschlossen werden.

scher, der kurz und bündig sagt: Die Liebe kommt aus dem Zwischenhirn. Wir meinen, am besten nähert man sich dem Thema über Bilder und Symbole.

Dazu hilft uns das Lied „In Liebe begegnen“. Und nun lassen wir uns überraschen!

1. Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da küsst der Himmel die Erde.

Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, wandelt sich Dunkel in Licht.

Und schon wird es romantisch. Nein, ganz und gar nicht! Das ist die zentrale Botschaft der Liebe: Liebe überwindet, verbindet, verwandelt Gegensätze:

Himmel und Erde / -Finsternis und Licht / -Schmerz und Wohlbefinden / -Traurigkeit und Freude.

Und ist es nicht so, dass die Liebe oft gegensätzliche Menschen zusammenbringt?

«Les extrêmes se touchent» sagt ein französisches Sprichwort.

Dunkel wandelt sich in Licht. Dazu fällt mir folgende Szene ein: Ein Kind hat sich Weh gemacht. Seine Tränen verschleiern, verdunkeln seine Umwelt. Die Mutter nimmt das Kind in den Arm und tröstet es, vielleicht mit dem Spruch «Heile, heile Segen...». Die Tränen versiegen, ein Lächeln erhellt das kindliche Gesicht. Die mütterliche Liebe verwandelt Dunkel in Licht.

2. Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, öffnen sich Herzen wie Blüten.

Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da werden Worte zu Brot.

Liebe - soll man noch über „Liebe“ sprechen in dieser lieblosen Zeit? Ist dieses Wort nicht schon längst verbraucht, zerredet, missbraucht? Sollte man nicht viel mehr sich darauf einigen, das Wort „Liebe“ für ein Jahr aus unserem Vokabular zu streichen?

Nein! Wir wagen es aus verschiedenen Gründen, uns Gedanken über die Liebe zu machen.

Wo, wenn nicht in der Kirche, ist es legitim, über Liebe zu reden?

In der Bibel kommen die Begriffe „Liebe“ und „lieben“ über 450 Mal vor. Die Frage ist also nicht, ob wir über die Liebe reden, sondern wie wir über Liebe reden sollen.

Wir machen es uns nicht so einfach wie der Hirnfor-

8

de. Da, wo sich Men-schen in Lie-be be - geg-nen, wan-delt sich Dun-ke-l in Licht.....

16

Da, wo sich Men-schen in Lie - be be - geg - nen, wan - delt sich

22

nach dem 6. Vers

Dun - kel in Licht..... Scha - lom, scha - lom, scha - lom.....



Hans Ruedi Meier in Aktion bei der „Nacht der Religionen“ 2017 im „Haus der Religionen“

Zum Überleben brauchen wir keine Blumen. Da reicht das tägliche Brot und ein angemessenes Einkommen. Aber wir wollen ja nicht nur überleben! Wir möchten leben. Und zum Leben gehören u.a. auch Blumen. Was wäre das Leben ohne Blumen, ohne Bäume, ohne Tiere, ohne Sonnenuntergänge und, und, und – und ohne Liebe?!?

Sonnenschein und Regen lassen Blumen gedeihen und blühen. Die Liebe öffnet unser Herz, unsere Seele wie Blüten. Und wer hat es nicht auch schon erlebt, dass ein gutes Wort zur rechten Zeit zum Seelenbrot wurde, an dem sich die Seele noch lange nähren konnte?
Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da werden Worte zu Brot.

3. Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da baut die Liebe ein Haus.

Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da werden Brücken gebaut.

Ein mongolischer Schamane - das ist ein Heiler und Seelsorger - hat einmal gesagt, jeder Mensch lebe in drei Jurten. (Die Jurte ist das Nomadenzelt der Mongolen.) Die erste Jurte werde vom „Ich“ bewohnt. Jeder für sich wohnt in seiner eigenen Jurte, zu der sonst niemand Zutritt hat. Die zweite Jurte ist die der engsten Umwelt, der Familie, der Schule, des Arbeitsplatzes, der Gemeinde, des Vereins. Die dritte Jurte schliesslich sei die Jurte der übrigen, weiten Welt.

Zurzeit sind wir in der mittleren Jurte und begehen zusammen diesen Gottesdienst.

Gut, wenn nicht der Egoismus, sondern die Liebe die drei Jurten baut und belebt.

Ein altes Sprichwort sagt:

«Wo mein Herz ist, da bin ich zu Hause.»

Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da werden Brücken gebaut.

Das haben wir schon festgestellt: Liebe verbindet u.a. Gegensätze, Meinungsverschiedenheiten. Haus und Brücke, zwei Symbole:

Das Symbol „Haus“: Die Liebe wirkt nach innen.
Das-Symbol „Brücke“: Die Liebe wirkt nach aussen.

4. Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da wird die Seele ganz weit.

Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, bringen sie Sterne zum Glühn.

Was ist eigentlich die Seele und wo ist sie im Menschen zu finden? Es ist wie mit der Liebe. Am besten nähert man sich ihr in Symbolen. Da erinnere ich mich an die Geschichte mit dem Titel „Jakobs Seele“:

Jakob geniesst die Sommersonne. Er steht und staunt. Da umgaukelt ihn ein Schmetterling. Ein Zitronenfalter. Na, da bist du ja, meine Seele! Aber entschwinde mir nicht. Jakob versucht, das zarte Wesen zu erhaschen. Was tust du da, ruft der Nachbar über den Zaun. Da, schau, meine Seele, sagt Jakob. Du Narr, entgegnet der Nachbar, das ist doch nur ein Schmetterling! Na eben, sagt Jakob, meine Seele ist ein Schmetterling. Was ist die deine?"

Und jetzt frage ich Dich: Was ist *deine* Seele?
Wie auch immer: Die Liebe macht meine Seele weit und eröffnet neue Horizonte.

Aber bringt sie Sterne zum Glühn? Ist das nicht doch etwas übertrieben? Da möchte ich das Stichwort „Musik“ ins Spiel bringen. Die Liebe verbündet sich gerne mit der Musik. Und wer weiss es besser als die Chorsängerin, der Chorsänger: die Musik kann die Seele weit machen.

Und wenn nach der Bibel der Glaube Berge versetzen kann, so kann doch wohl die Liebe über die Musik Sterne zum Glühn bringen.

5. Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da wächst Vertrauen, das trägt.

Da wo sich Menschen in Liebe begegnen, da kehrt der Frieden zurück.

„Frieden“ ist auch so ein oft gebrauchtes und missbrauchtes Wort wie Liebe, aber auch so wichtig und begehrenswert. Denken wir an Syrien. Wie viele Anläufe gab es schon, Frieden zu schaffen? Da ist es schon ein Erfolg, einen kurzen Waffenstillstand auszuhandeln.

Waffenstillstand aber ist kein Frieden. Voraussetzung für wirklichen Frieden ist Vertrauen, «Vertrauen, das trägt», wie es im Liedvers heisst. Und Vertrauen gelingt nur auf der Basis von gegenseitiger Wertschätzung und Liebe.

Kurz gesagt: Kein Frieden ohne Vertrauen, kein Vertrauen ohne Liebe. Oder noch kürzer. Kein Frieden ohne Liebe.

Nun, wir einfachen Bürger haben keinen Einfluss auf die Friedensbemühungen auf der weltpolitischen Bühne. Aber auch in unserem nächsten Umfeld, in der mittleren Jurte, in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Schule, in der Kirchgemeinde geht es immer wieder darum,

ein friedliches Miteinander zu gewährleisten, geht es darum, mit Liebe eine vertrauensvolle Basis zu schaffen, die ein friedvolles Zusammenleben möglich macht.

Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da kehrt der Frieden zurück.

6. Da, wo sich Menschen in Liebe begegnen, da wachsen Hoffnung und Mut.

Da wo sich Menschen in Liebe begegnen, begegnen die Liebenden Gott.

Liebe lässt Hoffnung und Mut wachsen. Ich spüre, ich bin nicht allein. Das lässt mich hoffen, gibt mir Mut.) Gibt mir Mut, die empfangene Liebe weiterzugeben.

Jesus hat gesagt:

«Was ihr einem dieser geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.» So begegnen wir als Liebende Gott. Es braucht nichts grossartiges zu sein, um einem Mitmenschen in Liebe zu begegnen. Was es braucht, sind offene Augen und Ohren, Liebe und Phantasie.

Ich schliesse mit einem Gebet:

Guter Gott,
du bist der Schöpfer der Welt,
Ursprung und Vollendung des Lebens,
die Quelle der Liebe und des Friedens.
Wir loben dich und danken dir für die Menschen neben und um uns. Du hast sie nach deinem Bild erschaffen.

Guter Gott,
du bist ein Gott der Liebe und des Friedens.
Schenke Weisheit und Vernunft allen, die Verantwortung für das Zusammenleben tra-

gen. Schenke Liebe, Umkehr und Wandlung allen, die Gewalt und Hass verbreiten.

Schenke Hoffnung und Frieden allen, die unter Krieg, Gewalt und Ungerechtigkeit leiden.

Guter Gott,

wir bitten dich um Liebe und Frieden für alle Menschen hier und überall auf der Welt.

Amen

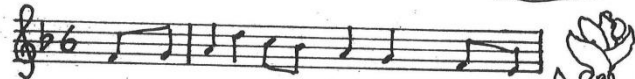
Hans Rudolf Meier-Clemens



Pia Moser mit Hans Ruedi und Ruthild Meier-Clemens bei seiner Verabschiedung aus dem Vorstand der Berner Sozietät 2018

Zwei Lieder von Stefan Kiesel

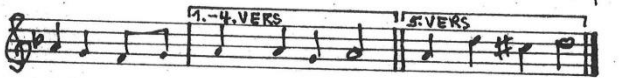
FRIDE UF ERDE



1. S'FLÜGT EN VOGEL ÜBER D'ERDE, S'BLAST EN



WIND' WYT ÜBERS LAND, CHAS DÄNN GAR NÜD FRIDE



WERDE! RÜEFED BEID MITENAND.



2. S'SCHYNT EN STERN UF EUSI ERDE/S'BRÜELT EN HIRSCH
WYT ÜBERS LAND./CHÖNNTS DOCH ÄNTLICH FRIDE WERDE!
RÜEFED BEID MITENAND.

3. S'STAHT EN FELSE N-UF DER ERDE/S'BLÜEHT E ROSE
Z'MITTS IM LAND./WÄNN'S DOCH NUR CHÖNNT FRIDE
WERDE!/RÜEFED BEID MITENAND.

4. EN SOLDAT STYGT LIS DER ERDE/UND ES CHIND
LUEGT WYT IS LAND./S'MUESS DOCH ÄNTLICH FRIDE
WERDE!/RÜEFED BEID MITENAND.

5. S'FLÜGT EN ENGEL ÜBER D'ERDE,/FLÜGT UND
LUEGT WYT ÜBERS LAND./VILICHT CHAS DOCH
FRIDE WERDE: G'GÄND ZWEL MÄNSCHE NÄND D'HAND!

30 5. NOVEMBER 1981 + WORTE+WEISE: STEFAN KIESEL



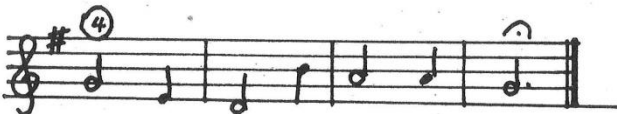
D'A-BIG-GLOG-GE RÜEFT IS ZUE:



„GÖHND IHR MÖN-SCHE BALD ZUR RÜEH!“



DA-BIG-SUN-NE MAHNT, SWIRD NACHT!



MÖN-SCHE HÄND IHR FRI-DE GMACHT?“

WORTE+WEISE: STEFAN KIESEL

31

Inhalt

HERRNHUTER MUSIK IN PORTRAIS

P. Kopp, Die Herrnhuter
und ihre Musik

H. Wagner, Manfred Weiss

U. Richter, Hildegard Rich-
ter-Gill

M. Kruppa, Peter Glitsch

B. van den Bosch

H. R. Meier

Amdacht: In Liebe begegnen

Bilder:

S. 6 rechts, 8 Mitte Dorit Witt

S. 6-9 Ev. Brüder-Unität,
Erdmann Carstens

S. 10 Hildegard Richter

S. 12 Archiv BG Neuwied

S. 12-16 Peter Glitsch

S. 18+20 Archiv BG Zeist

S. 23 Ben van den Bosch

S. 24-27 Frieder Vollprecht

Impressum

Herrnhuter

in der Schweiz

Sekretariat

Leimenstrasse 10

4051 Basel

061 273 40 70

061 273 40 73 fax

Redaktion

Volker Schulz

Adresse s.o.

061 273 40 74

www.herrnhuter.ch